Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

Herausgeber: Hans Reinerth

Jahrgang 1939

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

1940:89

9333

Sämtliche Rechte
insbesondere das der Übersetzung
vorbehalten

Printed in Germany

012215

Druck von Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale)

Inhalt

Abhandlungen

von Auerswald, Annmarie: Zwei Friedhöfe der großgermanischen Zeit in der Ostprignitz 264
Becker, Julius: Der große Waffenfund in der Warnow bei Schwaan (Mecklenburg) 2
Becker, Julius: Noch einmal Wodan in deutschen Ortsbezeichnungen 181
Robert Beltz 85 Jahre alt 90
Bertsch, Karl: Die Getreide Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit 112
Copei, Friedrich: Straßenforschung und Vorgeschichte 297
Christmann, Ernst: Alte Dingstätten im Gau Saarpfalz 37
Ehrhardt, Karl: Runibergun, eine Schicksalsstätte der Thüringer 275
Engel, Carl: Die Bedeutung des Memellandes in vor- und frühgeschichtlicher Zeit 135
Fuchs, Ludwig F.: Germanische Glaskünstler . . . 34
Harder, Hermann: Marius und der Kimber . . . 22
Helmers, Menne: Das ostfriesische Bauernhaus, ein Hallen- und Ständerbau 49
Hoffmann, Richard: Ein tragischer Tod in der Quellzisterne 109
Hoffmann, Richard: Eine vorgeschichtliche Lehmgrube 322
Höfinger, Konrad: „Gegenwart". Ein Beitrag zur Philosophie der Germanen 15
Hohmann, Elisabeth: Von einer frühmittelalterlichen Darstellung des Lebensbaumes 278
Hornung, Hermann: Der Hesselberg, der heilige Berg der Franken 98
Hülle, Werner: Die Alpen als Teil des nordisch-germanischen Lebensraumes 290
Kaas, Karin: Die Vorgeschichte Tirols 194
Keil, Günther: Der germanische Sternbilderhimmel Entwürfe für das Zeiß-Planetarium 210
Kellermann, Volkmar: Bestattungsbräuche und Ahnenglauben der frühen Ostgermanen 173
Kellermann, Volkmar: Die Hamburger Veste . . 313
Lichtenecker, Karl: Ein Winkelmesser der Bronzezeit 107
Mehnert, Wally: Kirchentüren erzählen germanische Heldensagen 66
Meyer, Ferdinand: Ein Grab aus der Urgermanenzeit von Pirow in der Westprignitz 122
Michaelsen, Karl: Ein neuer Hakenkreuzfund . . . 44
Michaelsen, Karl: Eine frühgeschichtliche Bienenklotzbeute 319
Morton, Friedrich: Das vorgeschichtliche Hallstatt. Ein Überblick über den derzeitigen Stand unserer Kenntnisse 162
Morton, Friedrich: Ein Salztragkorb aus dem Hallstätter vorgeschichtlichen Salzbergwerke 251
Müller-Kuales, Gogo: Gepidenland an Theiß und Mieresch 305
Müller, Rolf: Gestirnsbilder auf Näpfchensteinen und vorgeschichtlichen Funden? 80
Müller, Wilhelm: Der Hohenstein im Süntel — das Donarheiligtum der Cherusker? 170
Orend, Misch: Tore aus Siebenbürgen 18
Orend, Misch: Giebelschmuck in Siebenbürgen . . . 182
Orend, Misch: Gestaltwandel des Lebensbaums . . 245
Conrad Paape ⅄ 92
Patzelt, Herbert: Germanische Runenstäbe in Schweden 148
Patzelt, Herbert: Die Runendenkmäler in Schweden 205
Piesker, Hans: Urgermanischer Frauenschmuck aus der Lüneburger Heide 242
Reinerth, Hans: Ein Dorf der Großsteingräberleute. Die Ausgrabungen des Reichsamtes für Vorgeschichte am Dümmer 226
Reinhart, Wilhelm: Die Münzen der germanischen Reiche zur Zeit der Völkerwanderung 70
Reißenweber, Arno: Vom Wesen der „Edda" . . 46
Roth, Fritz: Vorgeschichte als Erlebnis in der Jugendarbeit der Deutschen in Rumänien 215
Schaffran, Emerich: Die ältesten erhaltenen germanischen Wandmalereien, die Fresken in Naturns 201
van Scheltema, Adama: Später nordgermanischer Schmuck 11
Schubart, Ilse: Frau Holle 145
Schwarz, Ernst: Germanisches Erbe im böhmisch-mährischen Raum im Spiegel der Sprachwissenschaft 258
Sommer, Paul: Altdeutsches Rechtsleben 43
Sommer, E.: Der Name Wodan in deutschen Ortsbezeichnungen 10
Steche, Theodor: Die Fredegarchronik. Eine wichtige Quelle für Deutschlands Frühgeschichte 130
Steche, Theodor: Ammianus Marcellinus. Der Geschichtsschreiber der alamannischen und westgotischen Heldenzeit 268
Steiner, Otto: Die Juden im alten Deutschland . . 24
Steimel, Robert: Wappenforschung und Vorzeitkunde 54
Warnecke, Fritz: Sinnbilder in Kieselsteinmosaiken niedersächsischer Bauernhäuser 86
Warnecke, Fritz: Pfingstmaien oder Dornenbüsche? . 153
Wiedermann, Fritz: Das schöne sudetendeutsche Laubenhaus 59
Georg Wilke ⅄ 26

Aus der Arbeit des Reichsbundes

Seite

Aus der Arbeit des Reichsbundes 154

Berichte der angeschlossenen Vereine über ihre Tätigkeit im Winter 1938/39 . . . . . 186, 281, 325

3. Jahrestagung der Ostdeutschen Arbeitsgemeinschaft des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Aussig a. E., vom 23.—26. Juni 1939 254

2. Jahrestagung der Süddeutschen Arbeitsgemeinschaft des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Innsbruck, vom 25.—27. August 1939 329

4. Jahrestagung der Nord- und Westdeutschen Arbeitsgemeinschaft des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte. Oldenburg, den 26. und 27. August 1939 330

Germanenkitsch

Seite

Germanenkitsch 25, 127, 189

Wikingerschmuck am Bierzipfel 284

Bücher- und Zeitschriftenschau

Bücher des Monats 32, 63, 96, 128, 159, 191, 224, 256, 288, 335

Zeitschriftenschau 28

Wo wird ausgegraben?

Wo wird ausgegraben? 220, 252

Nachrichten

Nachrichten . . 30, 62, 94, 125, 157, 188, 222, 285, 332

Amtliche Mitteilungen

Amtliche Mitteilungen 32, 128, 160, 192, 256

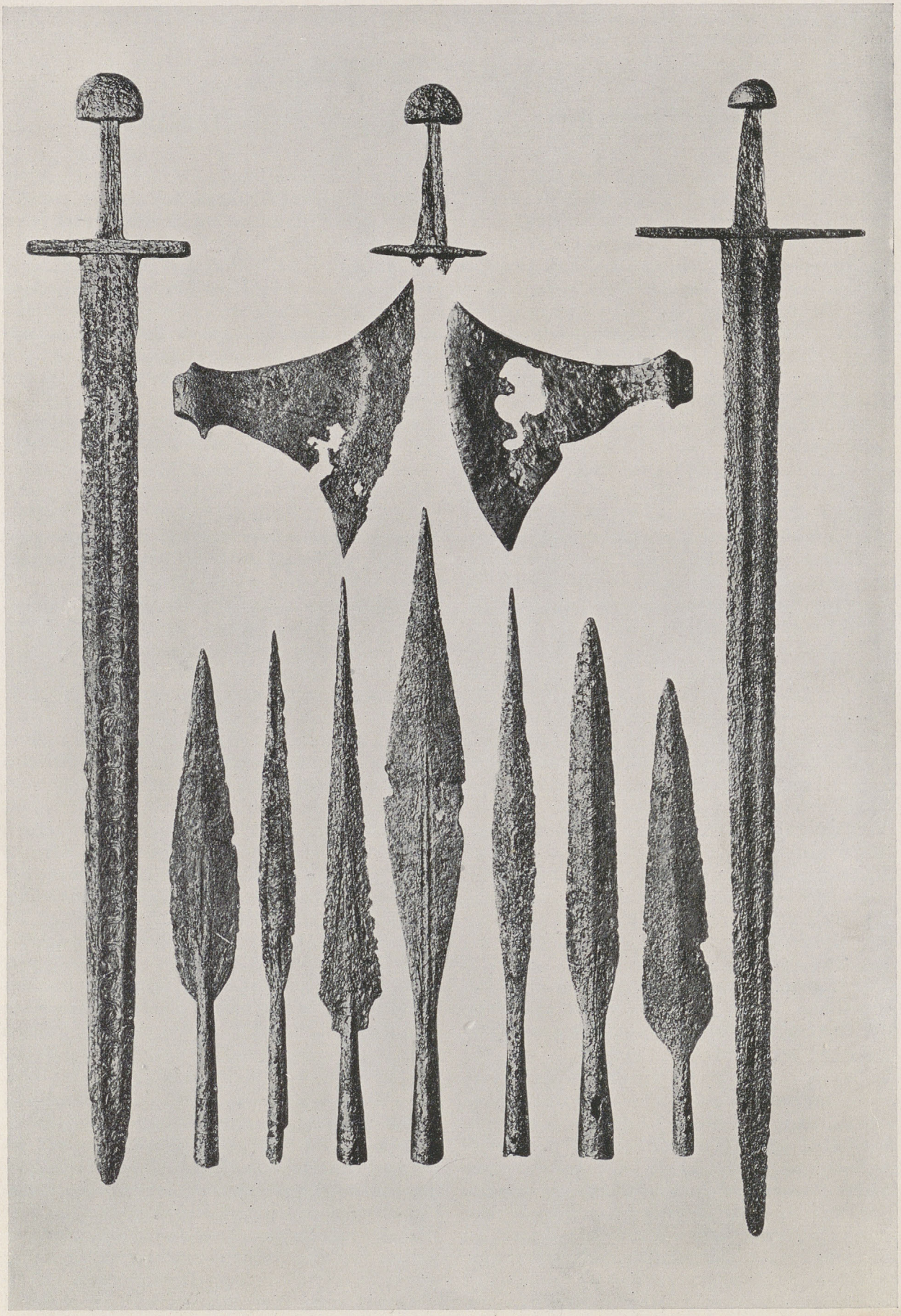


ABB. 1. GERMANISCHE WAFFEN der Wikingerzeit *aus der Warnow*

Julius Becker

Der große Waffenfund in der Warnow bei Schwaan (Mecklenburg)

Vor jetzt zehn Jahren mußte eine lange Strecke des Warnowlaufes nördlich und südlich der Stadt Schwaan zur Erleichterung der Schiffahrt ausgebaggert werden, wobei der gesamte Schlamm teils auf die Ufer, teils in alte Torflöcher hineingeschüttet wurde. Bei einer Begehung des Ufers fand ein Rostocker Altertumsfreund einige alte Waffen. Dadurch aufmerksam gemacht, suchte er weiter und fand insgesamt über fünfzig Einzelstücke, die alle durch Schenkung an das Rostocker Museum kamen. Sie verteilen sich auf mehrere Jahrtausende, beginnend mit der Steinzeit, die durch zwei Felsgesteinäxte vertreten ist. Das jüngste Stück ist ein Seitengewehr aus dem 19. Jahrhundert, das vermutlich gelegentlich eines Manövers einem Soldaten ins Wasser gefallen ist.

Wir können die Waffen zeitlich und örtlich in zwei Hauptgruppen zerlegen. Die Funde aus der Urgermanenzeit, insgesamt acht Stück, lagen sämtlich nördlich der Stadt Schwaan in der Nähe der Wahrstorffer Ziegelei. Die zweite Gruppe umfaßt fast alle anderen Funde. Sie setzt zeitlich bald nach der Zeitwende an und zieht sich bis ins hohe Mittelalter hinein. In großer Menge kamen die Funde nördlich der bekannten Slawenburg Werle zutage, beginnend, und zwar gleich auffallend zahlreich, bei dem Dorfe Neu-Rukieten, auf einer Strecke von insgesamt 3—4 km. Abseits lagen die Steinäxte und einige Streufunde, u. a. ein Panzerbrecher aus maximilianischer Zeit und ein Reiterdegen des 30jährigen Krieges. Abgesehen von diesen wenigen Stücken, deren genauere Lage sich nicht mehr feststellen ließ, ist die Strecke zwischen den beiden Gruppen anscheinend fundleer gewesen.

Ehe ich auf die Frage nach der vermutlichen Begründung dieser Fundverteilung eingehe und eine Deutung versuche, folge zunächst eine Beschreibung der wichtigsten Stücke.

Die Urgermanenzeit lieferte 2 Schwerter, das älteste und das jüngste Bronzeschwert unseres Landes. Jenes, das der Gruppe der Donauschwerter angehört (Abb. 2, rechts), ist wundervoll erhalten und zeigt noch die alte goldglänzende Farbe. Das andere ist ein besonders auffallendes Stück mit Bronzegriff und eiserner Klinge. Der schlichte bronzene Griff, endend in einer ovalen Platte und Spitze, erinnert einerseits an gewisse Hallstätter Schwertformen, ohne sich aber mit ihnen zu decken, andererseits an solche unserer jüngsten Bronzezeit, so daß die Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen ist, daß nur die Klinge eingeführt, der Griff aber hierzulande gearbeitet wurde, wie es in der nordischen Wikingerzeit vielfach geschehen ist. Jedenfalls gehört das Schwert in den Übergang vom Zeitalter der Bronze zu dem des Eisens. Genaueres läßt sich darüber beim Fehlen aller Vergleichsstücke im germanischen Norden nicht sagen. Die Heimat werden wir vielleicht im Ostalpenkreise zu suchen haben, wo die Illyrer eine reiche Kultur entfaltet hatten, die sich deutlich abhebt von der gerade damals etwas matteren Zeit unseres Nordens und der prächtigen aufblühenden Kultur der Kelten im Westen.

In dieselbe Zeitstufe wie das ältere Donauschwert können noch drei Randbeile gerechnet werden, zwei vom norddeutschen, ein schlankeres vom sächsischen Typus. Wesentlich jünger sind zwei Tüllenbeile und eine bronzene Lanzenspitze.

Die älteren Jahrhunderte der Großgermanischen Zeit lieferten gar keine Funde, was für unser Gebiet recht kennzeichnend ist. Eine einzige Lanzenspitze zeigt noch Latèneform, ist aber doch wohl später anzusetzen.

Aus der mittleren Großgermanischen Zeit stammen neun Funde. Zwei zweischneidige Schwerter (Abb. 3) fallen durch ihre Größe auf, das eine ist über 85 cm lang, das andere zeigt Drahteinlage, weist also Damaszierung auf. Ein einschneidiges Schwert gehört dem ostgermanischen, vor allem dem burgundischen Kulturkreise an. Dorthin deutet auch eine Axt, die ganz ausgezeichnet gearbeitet ist. Bei einer Führung im Museum erklärte ein alter Schmiedemeister diese Axt für das beste Stück der ganzen Sammlung! Vier eiserne Lanzenspitzen zeigen durch ihre verhältnismäßig kleine, schlanke Form an, daß sie in diese Zeit zu stellen sind. Zu den selteneren Funden gehört eine fast zierlich zu nennende Pfeilspitze.

Eine besondere Freude war es, daß die vielumstrittene Völkerwanderungszeit durch acht Funde heller beleuchtet werden konnte, ein Zeichen, daß auch damals noch Germanen hier weilten. Bisher waren schon fünf Waffengräber dieser Zeit in Mecklenburg bekannt, nun bieten die neuen Funde eine sehr wesentliche Ergänzung unseres Bestandes. Vier große zweischneidige Schwerter zeigen zum Teil schöne Damaszierung. Das eine endet oben noch in dem kreuzförmigen Knaufbeschlag, der den Griff aus vergänglichem Material

festhielt. Allem Anschein nach gehört zu diesem Schwerte ein silbernes Scheidenmundblech, das erst nach dem Heben des Fundes abgerutscht war. Es trägt schöne Stempelverzierung, die ebenfalls nach dem Osten, aber auch nach dem Norden deutet. Nach dem Westen aber führt uns ein einschneidiges Hiebschwert, ein Skramasax (Abb. 10, rechts), wie solche häufiger nach dem Osten und Norden, bis tief nach Schweden hinein, gehandelt wurden. Schließlich gehört in diese Zeitstufe noch ein eisernes Langmesser mit teilweise erhaltenem Holzgriff (Abb. 10).

In die Jahrhunderte der Karlinger und Ottonen stellen wir einen bronzenen Stachelsporn und weisen darauf hin, daß zwei weitere derselben Zeit schon vor langen Jahren bei Burg Werle, dicht südlich unseres Fundortes, ein vierter bei Rostock ausgebaggert wurden. Zwei Flügellanzenspitzen (Abb. 10) dürften eher als Jagdwaffen denn zum Kriege gedient haben.

Die größte Überraschung bei dem gesamten Funde boten aber die fünfzehn wikingischen Waffen (Abb. 1) verschiedener Art und Herkunft, zahlreicher also, als alle bisher bekannten wikingischen Funde aus unserm Lande zusammengenommen. Daraus folgt also, daß Mecklenburg keineswegs für die Wikinger so im toten Winkel gelegen hat, wie wir früher annahmen. Ein vollständiges Schwert sowie ein Schwertgriff mit Knauf und Parierstange zeigen nicht die reich verzierten, mit Gold oder Silber ausgelegten Knäufe, wie sie uns sonst bekannt sind, aber die erhaltene Klinge ist geradezu herrlich damasziert, auf der einen Seite mit dem sich bis in die Spitze hinunterschlängelnden Wurm, der Schlange, auf der anderen mit einem schönen, lebhaft bewegten Ziermuster. Streitäxte (Abb. 1 u. 10) liegen in zwei verschiedenen Formen vor, einmal mit breit ausgeschmiedetem Blatt, wie sie der Norden liebte, dann mehr axtförmig mit einseitig hinuntergezogener Schneide, wie sie bei den Wikingern des Ostens gebraucht wurden. Nach derselben Gegend deuten auch zwei Hellebarden mit nach oben und unten stark ausladender schmaler Schneide, die bisher nur aus dem polnischen Gebiete bekannt waren. Vervollständigt wird die Waffensammlung durch acht Lanzenspitzen (Abb. 9), alle verschieden geformt und meist verziert oder mit Blutrinnen durchzogen, wie die Schwerter.

Aus dem Mittelalter (14. Jahrhundert) konnte ich ein großes zweischneidiges Schwert (Abb. 4) bergen, das auf beiden Seiten der Klinge eine mit Messing eingelegte Inschrift zeigt, die es in die Gruppe der Invokationsschwerter stellt. Leider sind die Schriftzeichen sehr schwer zu entziffern. Auf der einen Seite lesen wir In Domino, auf der anderen, hinter einem Krückenkreuz, Maria. Ein ähnliches Schwert mit der eingestanzten Inschrift S. Mauricius ist vor Jahren bei Rostock ausgebaggert worden. In der Formgebung sind diese Schwerter offensichtlich die Abkömmlinge der späten Wikingerschwerter, im wesentlichen sind nur die Parierstange länger und dünner ausgezogen, und der Knauf mehr gerundet worden. Ebenso geht auf wikingische Grundform eine der drei gefundenen Äxte (Abb. 8) zurück, deren breit ausladendes Blatt stark an die nordischen Streitäxte erinnert. Eine Dolchklinge, zwei Axthalter, ein Panzerbrecher und eine Sichel schließen vor den schon erwähnten späten Stücken die Sammlung ab.

Abgesehen von allem andern liegt der Wert der gefundenen Stücke auch in dem Einblick, den sie uns in die Waffentechnik (Abb. 5—7) gewähren. Ich will hier aber nur die Damaszierung hervorheben, die wir bei vielen Stücken in schönster Vollendung antreffen. Die Schwertklingen wurden in drei Teilen geschmiedet, die beiden Schärfen und das Mittelstück je für sich, die dann in sehr mühevollem und zeitraubendem Arbeitsgang kalt zusammengeschmiedet wurden. In das Mittelstück wurden harte Eisendrähte eingehämmert, die wir an einigen unserer Schwerter noch vollständig sehen, da die deckende Oberfläche durch Rost angefressen ist. Wir erkennen hier den Grundgedanken des Damaszierens: Eisenstäbchen und -drähte verschiedener Härte werden zusammengeschmiedet. Dabei erzielte der Künstler durch planvolles Biegen, Hämmern, Schmieden das gewünschte Muster, das vielfach die Gestalt eines sich schlängelnden Wurmes zeigt („wurmbunte Klingen"), sonst tannenzweigähnlich oder in einem reich bewegten Linienspiel angeordnet ist. Alle Formen und Übergänge sind bei unseren Waffen vertreten. Ferner erscheinen neben den weitverbreiteten Blutrinnen eingeschlagene Marken und Zeichen, die wir wohl als Werkstattzeichen deuten müssen, oder Zierlinien, wie etwa auf einer Wikingerlanze das breite Damastfeld durch eine schöne Zickzacklinie eingefaßt ist.

Wissenschaftliche Untersuchungen führten zu dem Ergebnis, daß die schönen Klingen der Wikingerschwerter nicht in deren Heimat hergestellt sind, sondern im fränkischen Westdeutschland, wo damals hochbegabte Meister der Waffenschmiedekunst lebten, die technisch und künstlerisch gleich Hervorragendes leisteten. Solche Klingen wurden dann weithin verhandelt, auch nach dem Norden, wo die Wikinger in eigenen Werkstätten das Schwert fertigstellten, indem sie Knauf, Griff und Parierstange, dazu die Scheide mit dem Ortbande hinzufügten. In dieser Gestalt kamen dann die Waffen über die Ostsee an unser Gestade und wanderten in das Hinterland. Die Bezeichnung Wikingerschwerter ist also mit einem gewissen Vorbehalt zu gebrauchen, der Hauptteil ist fränkisch, und die kühnen Recken des Nordlandes sind mehr die Ver-

mittler gewesen, welche die Schwerter in die südlichen Ostseeländer brachten.

Bedenken wir aber diese Schwierigkeit der Herstellung, die dafür erforderliche Zeit, die Kosten der Verschickung und anderes mehr, dann verstehen wir, daß eine solche Waffe ein sehr wertvoller Besitz war. Es ist z. B. bekannt, daß man in der Karlingerzeit dafür mehrere Haupt Rindvieh in Tausch gab. Wir lesen auch in den in Island niedergeschriebenen Sagas, daß man in Notzeiten nicht davor zurückschreckte, das Grab eines verstorbenen Helden zu erbrechen, um ihm sein Siegschwert zu rauben. Solche Schwerter wurden geradezu als Freunde und Brüder des Mannes angesehen, der ihnen einen Namen verlieh, als ob sie lebendig wären. Solche Namen sind uns in den Sagen vielfach überliefert worden. Ehe in Wagners Ringdichtung Sigmunt das in höchster Not gefundene Schwert überhaupt ergreift, gibt er ihm schon den Namen Notung — ein wohl verständlicher, echt germanischer Zug. Was man aber so hoch einschätzt, das gibt man beim Verlust nicht leicht auf, sondern setzt alles daran, es wiederzugewinnen. Das macht die Deutung vorgeschichtlicher Waffenfunde, soweit sie nicht offensichtlich aus Gräbern stammen, so schwierig.

Noch verwickelter ist die Lage, wenn es sich nicht um ein Einzelstück handelt, sondern um eine ganze Sammlung von Waffen. Nur genaueste Untersuchung der Zusammensetzung des Fundes und schärfste Beobachtung aller Begleitumstände kann hier die Lösung bringen.

Im allgemeinen stammen Sammelfunde von Waffen entweder aus dem Moor, oder sie kommen beim Baggern aus Flüssen oder Seen zutage. Für die Art, wie sie einmal dorthin gelangten, kann man verschiedene Vermutungen äußern. Bei einer Verlagerung der Wasserfläche kann eine alte Siedlung oder ein Friedhof angeschnitten sein; Scherben, Knochen und Kleinbeigaben wurden zerrieben, vom Wasser entführt oder beim Baggern aus dem Schlamm nicht herausgefischt. Die schweren Waffen dagegen blieben auf dem Boden liegen und kamen nun wieder ans Tageslicht. Der Geologe wird erkennen können, ob diese Möglichkeit der Flußverlagerung vorliegt, der Vorgeschichtler, ob die Fundmasse so einheitlich ist, daß sich die Annahme stützen läßt.

Ferner könnte man an einen Kampf an oder auf dem Wasser denken, bei dem die Gefallenen mit ihren Waffen oder letztere allein ins Wasser stürzten. So erklären sich z. B. die Funde im Teterower See vor dem Burgwall. Sie stammen aus dem uns von Saxo Grammatikus geschilderten Kampf Waldemars von Dänemark und seines

ABB. 2. SCHWERTER der Urgermanischen und Großgermanischen Zeit

Kanzlers Absalon gegen Othimar, den slawischen Burgherrn dort. Man erinnert sich hierbei auch an die bekannte Tatsache, daß die Germanen nach erfochtenem Siege mitunter die ganze Beute, also in erster Linie die Waffen, den Göttern weihten, indem sie sie möglichst an schwer zugänglicher Stelle niederlegten. Das kann sehr wohl auch in einem benachbarten Fluß oder See geschehen sein.

Dieser Gedanke führt uns zu der dritten Möglichkeit. Bei den größeren Funden könnte man glauben, daß es sich hier um ein Opfer an die Götter, den Schlachtengott oder den Hauptgott des Heimatgaues handelt.

Dieser Fall liegt nach den Untersuchungen von H. Jankuhn sicher bei Thorsberg in der Landschaft Angeln vor, wo aus vier bis fünf Jahrhunderten immer wieder aus dem Moor solche Opferfunde zutage gekommen sind. Sie bezeugen, daß bei allem Wechsel der Weihehandlung selbst doch der gleiche Grundgedanke sich erhielt, ein Zeichen, wie tief er den alten Germanen im Blut lag.

Kommen die Funde an einer verhältnismäßig kleinen Stelle gehäuft aus einem Flußbette zutage, dann wird man daran denken müssen, daß hier einst eine Straße den Fluß kreuzte, der hier durchfurtet werden mußte. Wenn hiermit auch die Hauptschwierigkeit, das eingehende Suchen nach dem verlorenen Wert, nicht aufgehoben wird, so kann man sich doch vorstellen, daß etwa bei Hochwasser die versunkene Waffe nicht wiederzufinden war. Deshalb werden auch an unseren Nachbarflüssen, der Oder und Trave, solche Funde mit einer Furt in Verbindung gebracht.

Versuchen wir nach diesen Vorbemerkungen zu einer Deutung unseres Schwaaner Waffenfundes zu gelangen, wobei natürlich die Streufunde ausscheiden.

Von den urgermanischen Funden können das Donauschwert und die drei Randbeile zusammengehören, da sie alle noch in der älteren Zeitstufe gebraucht wurden. Deshalb ließe sich hier an einen Hortfund, eine Art Opfergabe denken, niedergelegt auf dem dort sumpfigen flachen Flußufer. Bei einer Verlagerung des Flußbettes, die an dieser Stelle durchaus möglich ist, wären die Stücke dann ins Wasser gelangt. Leider kann man ja beim Baggern niemals sicher erkennen, was nun wirklich zusammengelegen hat, noch dazu, wenn, wie hier, die Nachsuche erst später erfolgte. Jedenfalls gehören aber die restlichen Bronzewaffen unmöglich zu jenem Verwahrfund hinzu. Sie sind wesentlich später anzusetzen. Der Gedanke an eine angeschnittene Grabstelle muß wegen der an keinem Stücke auftretenden kennzeichnenden Patina völlig ausscheiden.

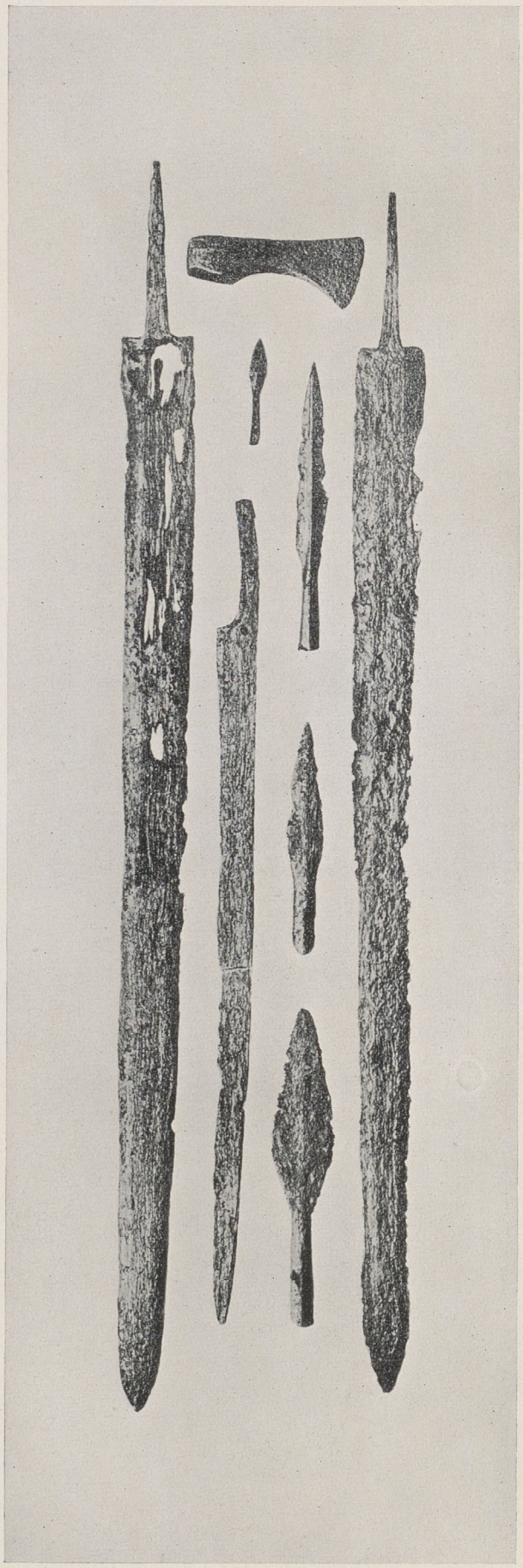


ABB. 3. WAFFEN der Großgermanischen Zeit

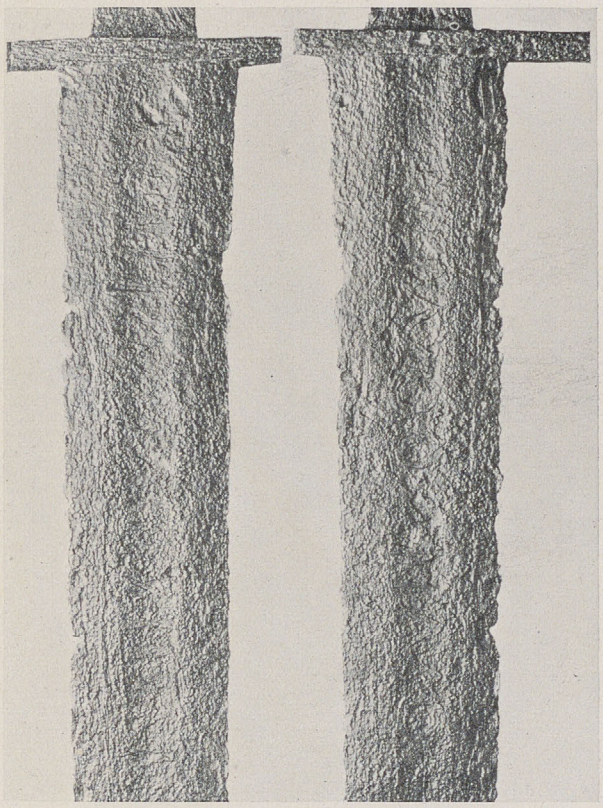


ABB. 4. DEUTSCHES SCHWERT des 14. Jahrh. Beide Seiten mit Insdrift

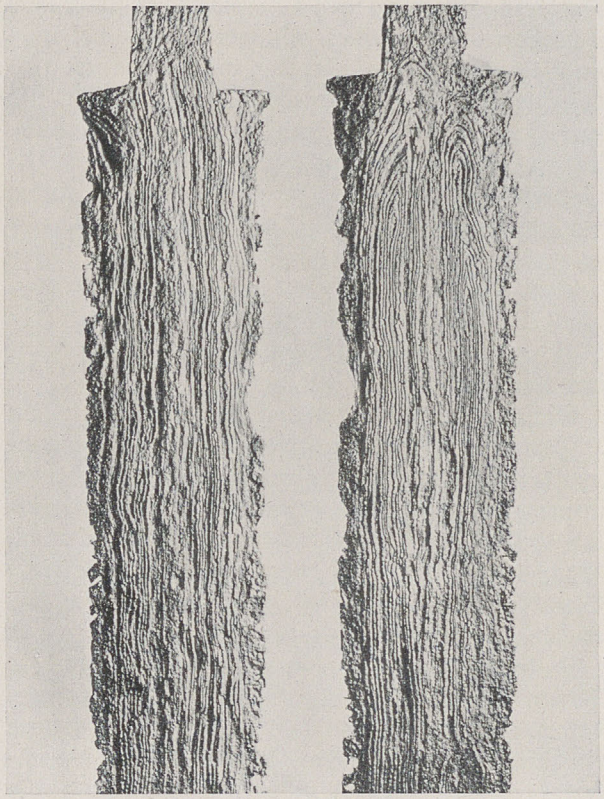


ABB. 5. SCHWERT der Großgermanischen Zeit mit Drahteinlage

Anders liegt der Fall bei der zweiten Fundstelle, die nicht kurz begrenzt ist, wie die erste, sondern sich über etwa 4 km erstreckt. Meiner Überzeugung nach kommen wir hier der Lösung des Rätsels nahe, wenn wir von der großen Gruppe von Waffen ausgehen, die aus der Wikingerzeit stammen. Wir haben dabei den Vorteil zu buchen, daß sie sämtlich ganz im Süden, bei Neu-Rukieten, gefunden sind, wo überhaupt die große Mehrzahl der Funde lag. Eine weitere Erleichterung bei der Deutung ist, daß sie zeitlich alle noch zusammengehören können, also vielleicht aus gleichem Anlaß ins Wasser gelangten. Wir stellen sie ins 12. Jahrhundert, mit einem Zeitunterschied von rund fünfzig Jahren, der hier wenig ins Gewicht fällt.

Wir fragen uns nur, was damals so viele Wikinger hier im Landesinnern zu suchen hatten, wo sie niemals siedeln wollten. Die Erklärung lehrt ein Blick in die Geschichte.

Es handelt sich um die Zeit, wo Heinrich der Löwe daran ging, den altgermanischen Volksboden östlich der Elbe wieder einzudeutschen. Sein

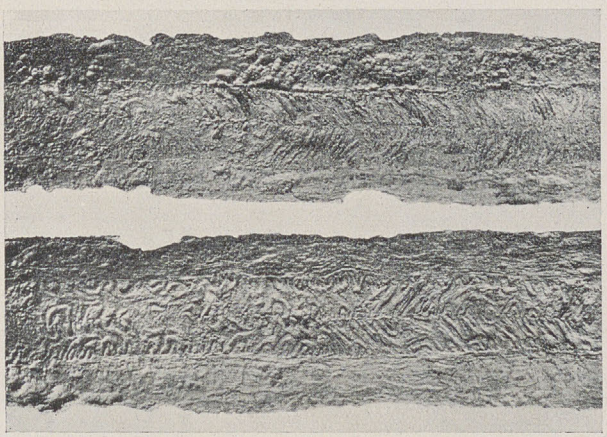


ABB. 6. DAMASZIERUNG eines Schwertes der Großgermanischen Zeit

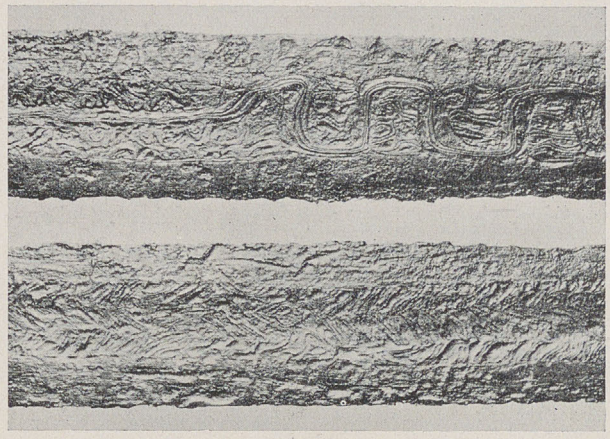


ABB. 7. DRAHTEINLAGE in einem Schwert der Großgermanischen Zeit

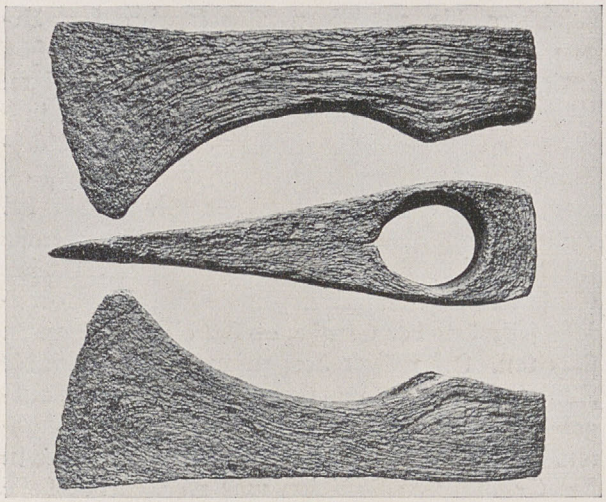


ABB. 8. GERMANISCHE EISENAXT

grimmigster Gegner, der unversöhnliche Feind des Deutschtums, war der Slawenfürst Niklot, der zuerst eine starke Verteidigungsstellung nördlich des Schweriner Sees bezog, gedeckt durch verschiedene große Burgwälle, vor allem Mecklenburg. Als er sich hier nicht mehr sicher fühlte, zog er sich auf seine zweite Stellung zurück mit dem Hauptquartier in Burg Werle, wo er gegen die nachdrängenden Sachsen durch die Warnow mit ihrem im Westen anlagernden breiten Sumpfufer gedeckt war. Da beschloß Heinrich, ihn in eine strategische Zange zu nehmen, ihn selber von Westen her anzugreifen, während sein Verbündeter, der Dänenkönig Waldemar, ihn von Norden her packen sollte. Man muß bedenken, daß die dänische Schiffahrt durch die Seeräuberei der Slawen stark beeinträchtigt wurde. Der König hegte also begreiflicherweise den Wunsch, den Slawen das Handwerk zu legen. Das konnte er am besten durch das Niederringen ihres Reiches erreichen. Auf diese Weise kam das Interessenbündnis der beiden Fürsten zustande. Waldemar fuhr mit seinen Drachenschiffen übers Meer heran. Die Knytlingasaga berichtet, daß der Drache des Königs Havarie erlitt, aber doch in die Mündung der Gudakrsa, der Warnow, einlaufen konnte. Es kam zu einer Schlacht mit dem Wendenhäuptling Mjuklat (Niklot) bei der Stadt, die Urk heißt. Waldemar siegte, Mjuklat mußte fliehen und fiel bald darauf vor Burg Werle im Kampfe gegen die Sachsen.

Ich bin nun der festen Überzeugung, daß der Kampf an der Stelle unseres Waffenfundes stattgefunden hat, vor allem auch, weil mit den Waffen hier über zwanzig Schädel ausgebaggert wurden, welche die Arbeiter aber leider wieder ins Wasser geworfen haben. Sie könnten von den erschlagenen Kriegern herrühren, und da sie nach dem Bericht mit den Waffen zugleich herauskamen, läßt sich kaum bezweifeln, daß beides zusammengehört. Demnach hätte auch die sonst unbekannte „Stadt Urk" hier bei Werle oder noch eher bei Rukieten gelegen. Leider war es bisher noch nicht möglich, auf den betreffenden Feldmarken genauere Nachforschungen anzustellen, vor allem wohl, weil kein vorgeschichtlich interessierter Sammler in der Nähe wohnt. Ich bin jedoch überzeugt, daß sich hier, wie vielerorts, bei immer wiederholtem Suchen allerlei Wichtiges finden wird.

Die Knytlingasaga gibt leider nicht an, ob die wikingischen Krieger zu Lande oder vom Schiffe aus kämpften; daß die beweglichen Drachen soweit flußaufwärts fahren konnten, ist ohne weiteres möglich. Dann wären also die gefallenen Krieger mit den Waffen ins Wasser gestürzt, und so erklärt es sich wiederum, daß diese nicht mit heimgenommen wurden. Es muß aber auch von Rostock

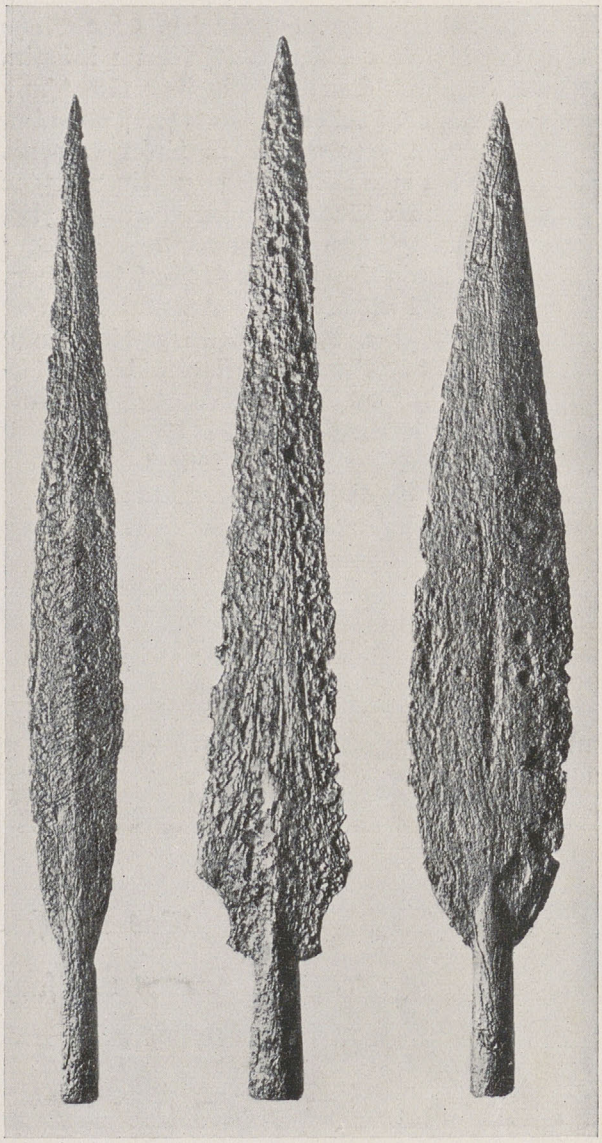


ABB. 9. WIKINGERLANZEN

aus eine Straße die Warnow aufwärts geführt haben, die den Wikingern bekannt war. Das ist durch einschlägige Funde hinreichend belegt. Also können die Krieger, wenigstens zum Teil, auch zu Lande gekommen sein.

Diese Nord-Südstraße aber muß sich in der Gegend unseres Fundes mit einer weiteren geschnitten haben, die von Osten nach Westen verlief. Das ist die geschichtlich bekannte, aber im Einzelverlauf nicht genau festlegbare „via regia", die Königstraße. Sie kam aus Vorpommern, führte bei Demmin auf mecklenburgischen Boden und verlief dann, durch mehrere Burgwälle geschützt, in westlicher Richtung auf Laage zu. Dort ist jetzt noch der Damm zu sehen, auf dem sie das Urstromtal der Recknitz querte. Der weitere Verlauf ist unsicher. Folgen wir aber auf der Karte der Richtung des uns bekannten Zuges, dann treffen wir ungefähr auf unsere Stelle. Hier mag also der Brückenkopf bzw. die Furt gewesen sein, an der die „Stadt Urk" gelegen haben wird. Eine Stütze dafür, daß die Straße hier verlief, sehen wir darin, daß der berühmte slawisch-wikingische Schatzfund von Schwaan nicht bei dieser Stadt selbst gefunden wurde, sondern gerade hier in dieser Gegend. Vermutlich hat auch Niklot, als er zu seinem letzten Kampfe gegen die Sachsen ausritt, hier den Fluß gequert, denn mit den Rossen konnte er sich auf den slawischen Einbäumen schlecht übersetzen lassen. Zudem ist bei Werle das Gegenufer derart sumpfig, daß eine Reiterabteilung hier kaum durchkam. Bei Rukieten aber liegen die Verhältnisse wesentlich günstiger. Schon der Flurname „Versandung" deutet das an. Die Straße verläuft dann weiter an der „Hohen Burg" vorbei als „Ritterdamm" an die Wismarer Bucht, und von dort auf bekannten Wegen über Lübeck nach Hamburg.

Nun ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die „Königstraße" nicht erst von den Slawen angelegt wurde. Sie ist bedeutend älter. Sprockhoff zeichnet ihren ungefähren Verlauf schon in der Karte bei seiner „Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit" ein, was sich durch Gräber und Bronzefunde belegen läßt. Wir wissen, daß besonders die mächtigen Hügelgräber der Urgermanischen Zeit gerne an den alten Straßen entlang aufgeschüttet wurden. Die gewaltigen Hügel am Ochsenweg in Schleswig-Holstein sind der beste Beweis dafür, und einen späteren Nachklang dieser nordischen Sitte spüren wir noch an den Patriziergräbern längs der Via Appia bei Rom. Ganz ähnlich steht es hier. Die Straße führt an einer Reihe von Gräbern vorbei. In der Großgermanischen Zeit liegen die Grabfelder ebenfalls seitwärts der Straße, an der einst die Bauern siedelten. Ich möchte deshalb annehmen, daß die Königstraße mindestens von der Zeitwende an ausgebaut war. Dann aber finden wir eine einleuchtende Erklärung für unsere Waffenfunde! Hier in der Gegend von Rukieten war weithin der beste Übergang über den seiner Sumpfufer wegen schwer zu passierenden Fluß. Zudem kreuzten sich hier zwei Straßen, die also auf lebhaften Verkehr, mehr oder minder friedlicher Art, hindeuten. Ob daneben nun ein vom Wasser angeschnittener Friedhof gelegen hat, oder wie die Waffen sonst in die Warnow geraten sind, etwa infolge wiederholter Kämpfe, das ist freilich nicht zu entscheiden.

Doch erklären sich jetzt auch die vielen auffallenden Erscheinungen bei den Waffen, die engen Beziehungen nach dem Norden und Süden, nach dem Osten und Westen, vom Rhein bis zur Weichsel. Karl der Große hatte sein bekanntes Waffenausfuhrverbot in die slawischen Gebiete erlassen. Trotzdem finden wir hier deutsche Waffen aus seiner Zeit. Die große Straße im Norden entzog sich anscheinend seiner Kontrolle, die Erfordernisse des Verkehrs waren stärker als sein Machtspruch.

Wir sehen, es sind mannigfache Probleme, die bei unserm, wie bei jedem großem Waffenfund, auftauchen. Völkerverbindungen an alten Verkehrswegen, Völkerkämpfe um die Herrschaft zu Land und Meer, Brauch und Glaube unserer germanischen Vorfahren, — all das will herangezogen sein, wenn uns einmal durch einen glücklichen Zufall ein solch umfassender Fund geschenkt ist. Fünf Jahrtausende schauen dabei auf uns herab!

Was wir sind, ist nichts,

was wir suchen, ist alles.

Friedrich Hölderlin

ABB. 10. GERMANISCHE UND DEUTSCHE WAFFEN aus der Warnow

E. Sommer

Der Name Wodan in deutschen Ortsbezeichnungen

Der sprachliche Kern unserer Ortsnamen ist überwiegend aus der Gestaltung des Geländes oder aus Personennamen entnommen. Es finden sich darin aber auch Erinnerungen an die versunkene germanische Götterwelt, deren einstige Kultstätten ihre Namen durch die Jahrtausende, wenn auch in stark veränderter Form, bewahrt haben.

Das gilt insbesondere von dem Namen des obersten Gottes der alten Germanen Wodan, dem nordischen Odin, der in einer Reihe von Ortsnamen enthalten ist, wie z. B. in dem Namen der Stadt Godesberg, die ihn von dem westlich dahinter aufragenden, von den Trümmern der Godesburg gekrönten Burgberg erhalten hat. Godesberg erscheint bereits im zehnten Jahrhundert als Wodansberg, 1058 schon als Godenesberg, dann als Gudenesberg und Gudesberg. Es gibt aber noch ein zweites Godesberg am Rhein, in dem ebenfalls der Name des Gottes steckt, das allerdings seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts Grafenberg heißt. Es handelt sich hier um einen alten Flurnamen, mit dem man die Höhe bezeichnete, die ehemals die Ämter Düsseldorf und Mettmann trennte. Auch der daran stoßende Wald hieß der Godesberg, wohl auch Godesbusch. Diese Bezeichnung (Godesbusch am Jodesbusch, auch Götzbusch) behielt der Wald als der Ort den Namen wechselte.

Dagegen hat ein drittes Godesberg, das in Westfalen, unweit des kleinen Städtchens Halle liegt, nichts mit dem Namen Wodan zu tun. Es soll vielmehr aus Gottesberg so benannt worden sein. Noch deutlicher als das rheinische Godesberg erinnert das hessische Gudensberg an eine alte Kultstätte Wodans. Denn es wurde im Mittelalter ebenso wie Godesberg Wodenesberg geschrieben, und dasselbe ist zu sagen von einer Wüstung Gudensberg, die schon im Jahre 658 als Vuodenesberg erwähnt wird.

Auch die Gudenau, das malerisch, aus dem Wasserspiegel eines Sees aufsteigende, etwa eine gute Stunde von Godesberg bei Villip gelegene Schloß ist nichts anderes als die Wodansau, welchen Namen übrigens Godesberg selbst in einer Urkunde aus dem Jahre 1332 als Gudenouve führt. In anderen Ortsnamen wie Guttmannshausen (Kreis Apolda) und Gutenswegen (bei Magdeburg) ist der Name Wodan durch die Volksetymologie vollständig verwischt und umgestaltet, und nur die alte Schreibweise Wotaneshusen und Vuodenesvege verrät die Herkunft der Bezeichnung.

Abgesehen von den oben erwähnten Orten gibt es noch eine Anzahl Namen, die zwar mit den Silben „Godes" beginnen, die aber nichts mit dem Götternamen gemein haben, sondern entweder mit dem altdeutschen Namen Goda zusammenhängen oder als Zusammensetzung mit Gott zu deuten sind, Bezeichnungen, die ja ebenfalls sehr zahlreich in Ortsnamen vorkommen. Dahin gehören z. B. Gotesbach in Steiermark, Godestal, Godeslo bei Paderborn, Godesholt bei Westerstege und andere.

Dem Wodan der Germanen entspricht der Odin der Skandinavier. Man hat daher vielfach angenommen, daß auch der Name Odin einer Reihe von deutschen Orten den Namen gegeben habe. Mit Sicherheit ist das aber jedenfalls nicht nachzuweisen. Allerdings erscheint Godesberg in einer Urkunde von 1133 als Utenesberg, und ebenso wird der Gau um Godesberg bis zu den Ahrbergen als Odangau bezeichnet. Allein eine sichere Aufklärung dieser Namen ist nicht erfolgt.

Dagegen haben andere mit Oden ... oder Odin ... beginnende Ortsnamen zweifellos nichts mit Odin zu tun. Odenkirchen bei Rheydt z. B. ist 1158 Utinkirchen, d. h. Kirche des Udo. Odinburgh in Ungarn, heute Oedenburg, 1065 deserta civitas genannt, hängt mit oto = öde zusammen. Wieder andere Namen gehen auf Otto (Oto, Odo) zurück.

Alle diese Deutungen hat man versucht, um den Namen des Odenwaldes zu erklären. Die Annahme, es müsse heißen Odinwald, Wald des Odin, die noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts verteidigt wurde, ist jetzt wohl aufgegeben. Aber die anderen Erklärungsversuche befriedigen ebensowenig. So die Erklärung, die ihn als öder, d. h. unbewohnter Wald von oto herleitet, oder die andere, die ihn als Ottonia silva = Ottos Wald erachtet, ohne daß man angeben könnte, welcher der vielen Fürsten mit dem Namen Otto gemeint sei. Auch eine dritte Erklärung, die besagt Odenwald bedeute so viel als „Gemeinwald" (von ôt = Gut) ist nicht besser. Denn alle diese Deutungen passen mehr oder weniger ebenso gut auf jeden anderen Wald. Und so wird denn der Odenwald wohl das Geheimnis seines Namens wahren, was im übrigen den Genuß seiner Naturschönheiten nicht beeinträchtigt.

Adama van Scheltema

Später nordgermanischer Schmuck

In deutschem Privatbesitz befinden sich zwei Schmuckgeräte aus der späten nordischen Vorzeit, die aus verschiedenen Gründen besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Beim ersten Stück, einer vermutlich norwegischen Schalenspange, ist der Fundort bemerkenswert: die Spange stammt aus der Ostmark und soll in der Nähe von Wien gefunden worden sein. Wien ist so ziemlich der letzte Ort in Europa, an dem man diesen Fund erwarten würde. Immerhin gibt es Wikingerfunde auch aus Ungarn und ein begehrenswertes Schmuckstück kann leicht hier oder dorthin verschlagen werden. Es kann auch seine Bestimmung wechseln: trotz der sehr guten Erhaltung der Spange ist der Nadelhalter oben abgebrochen, dafür sind an sechs Stellen in der unteren Schale je zwei kleine Löcher — wohl nachträglich — eingebohrt, die zum Aufnähen oder auch Aufnageln des Schmuckstückes gedient haben können.

Unsere Abbildung (1 u. 2) macht eine längere Beschreibung überflüssig. Die Spange ist doppelschalig, sie vertritt, wie auch die Verzierung zeigt, die Blütestufe der skandinavischen Schalenspangen im späteren 9. oder frühen 10. Jahrhundert. Der Künstler hätte es sich leichter machen können. Er hätte — wie es bei den früheren und wiederum bei den späteren Wikingerspangen der Fall war — die obere Schale weglassen und die untere in gegossenem flachem Relief schmücken können. Wenn er trotzdem die Spange aus zwei miteinander vernieteten Schalen zusammenfügte, so kann nur die rein künstlerische Absicht maßgebend gewesen sein, eine möglichst starke und farbige Schmuckwirkung zu erzeugen. Denn die aufgenietete schmälere Zierplatte ist in ein durchbrochenes Muster aufgelöst, die tragende und „begründende" Stoffebene ist entfernt, sie wird durch grundlose Schatten ersetzt oder auch durch den aus den Tiefen aufleuchtenden Goldglanz: wie sich noch feststellen läßt, war nicht nur die obere, sondern auch die untere Schale, die in ihrem Innern die Haltevorrichtung barg, vergoldet. Dazu ist die Zierplatte mit fünf stark plastisch hervorspringenden und durchlöcherten Bronzeknöpfen ausgestattet, während auch die vier silbernen und mit Masken versehenen, sonst fast immer verschwundenen Knöpfe an der Stelle der Nietköpfe an unserem Stück noch vorhanden sind. Ob die die Knöpfe verbindenden Stege außerdem noch mit Silberdraht ausgelegt waren, ist nicht mehr festzustellen. Man sieht aber, mit welcher verfeinerten Kunstfertigkeit der Künstler hier vorging, um dieser Schmuckspange ihren unerhört reichen und ausgesprochen malerischen Charakter zu verleihen, wie er zu der vergoldeten Bronze noch Silber hinzufügte und den Gegensatz zwischen Lichtern und Schatten aufs Äußerste zu steigern wußte. Das ist die Frucht einer vieltausendjährigen künstlerischen Entwicklung, wie wir sie — stilistisch eng verwandt — aus der Holzschnitzkunst des Osebergfundes kennen. Hier, an den Tierkopfstäben der späteren Osebergkunst um 850, finden wir nicht nur die gleiche körperlich-plastische Ausgestaltung der Zierform und die gleiche Zerstörung des Grundes, sondern auch die gleiche stoffliche Bereicherung und Zuspitzung der Hell-Dunkel-Gegensätze durch eingeschlagene Silberknöpfe. Eine wichtige Frage bietet sich dem Kunsthistoriker: Haben wir, bei vergleichbaren malerischen Stilbestrebungen, in der für die Gotik so bezeichnenden Verdoppelung der „Raumschale" nur eine zufällige Ähnlichkeit mit der Doppelschaligkeit dieser Wikingerspangen zu erblicken? Oder sollte nicht in der Tat auch in der gotischen Baukunst eine zuvor zweckmäßig und logisch bedingte „Schale" — die Kirchenwand — durch eine zweite, bloß künstlerische ersetzt und übersponnen werden?

Während die menschenähnlichen Masken auf den Silberknöpfen gut erkennbar sind, ist aus dem Tierornament kaum noch klug zu werden. Nur auf der hohen Kante der unteren Schale ist an einzelnen Stellen noch ein stark aufgelöster Tierkörper mit Kopf und Gliedmaßen zu sehen, dagegen ist das durchbrochene Gitter der oberen Schale scheinbar willkürlich aus einzelnen Spiralschnörkeln, Stäbchen und Fähnchen zusammengestellt. Allerdings, diese Formfragmente werden zum Teil auch wiederum streng symmetrisch geordnet, erhalten einen mehr pflanzlichen Charakter, obwohl wir auch dann bei näherem Zusehen noch die Körperteile des Greiftieres oder „karolingischen Löwen" erkennen, der auf den früheren Schalenspangen sein mehr affen- als löwenartiges Wesen trieb. Eigentümlicherweise gibt es Spangen, die dem hier abgebildeten Stück so überaus ähnlich sind, daß sie der gleichen Werkstatt entstammen müssen. So im Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin, zwei Spangen aus Schweden (Abbildung in meiner „Kunst unserer Vorzeit", Taf. 60), oder bei Gustafson, „Norges Oldtid", Abb. 509, aus Strömsund, Nes. Es gibt da eine Übereinstimmung in Einzelheiten, die nicht mehr

aus Stilverwandtschaft oder Überlieferung allein zu erklären ist.

Schwieriger ist eine Beurteilung des zweiten Schmuckgeräts, einer goldenen Scheibenspange aus Gotland, Kirchspiel Vallstena (Abb. 3). Mit einem Durchmesser von etwa 9,5 cm ist diese Prachtscheibe etwas größer als die von Hiddensee; wie die von Paulsen (Mannus, Bd. 26, Heft 1 bis 2) zusammenfassend beschriebenen Scheibenspangen des späteren 10. Jahrhunderts ist aber auch diese aus zwei Teilen zusammengesetzt, von denen die untere die — hier ausgebrochene — Befestigungsvorrichtung trug. Diese untere Scheibe ist aber nicht aus Edelmetall, sondern eine Bronzeplatte, über die der Rand der dünnen goldenen Zierplatte greift. Man denkt an die aus Bronze gegossenen und mit Ornament versehenen Matrizen, die zur Herstellung des getriebenen Tierornaments auf den von Paulsen behandelten Schmuckscheiben dienten. Ohne das Goldblech von der Bronzeplatte zu trennen, kann man aber nicht feststellen, ob diese zugleich die Matrize zu dem getriebenen Tierornament in der Mitte der Schmuckplatte war. Während die Bronzeplatte an der Unterseite durch konzentrische Kreise aus Punkten und ausgetieften Dreiecken gegliedert wird, weist die goldene Schauseite eine reiche, stilistisch und technisch bemerkenswerte Auszier auf, die den Kunsthistoriker vor die Beantwortung einiger Fragen stellt.

Wie schon bemerkt, ist das mittlere Rund mit getriebenem Tierornament ausgefüllt ohne jede Spur von Filigran oder Granulierung, die z. B. auf der Scheibe von Hiddensee zur Bereicherung des Tierornaments herangezogen wurde. Beide Verfahren, Filigran und Granulierung, bleiben

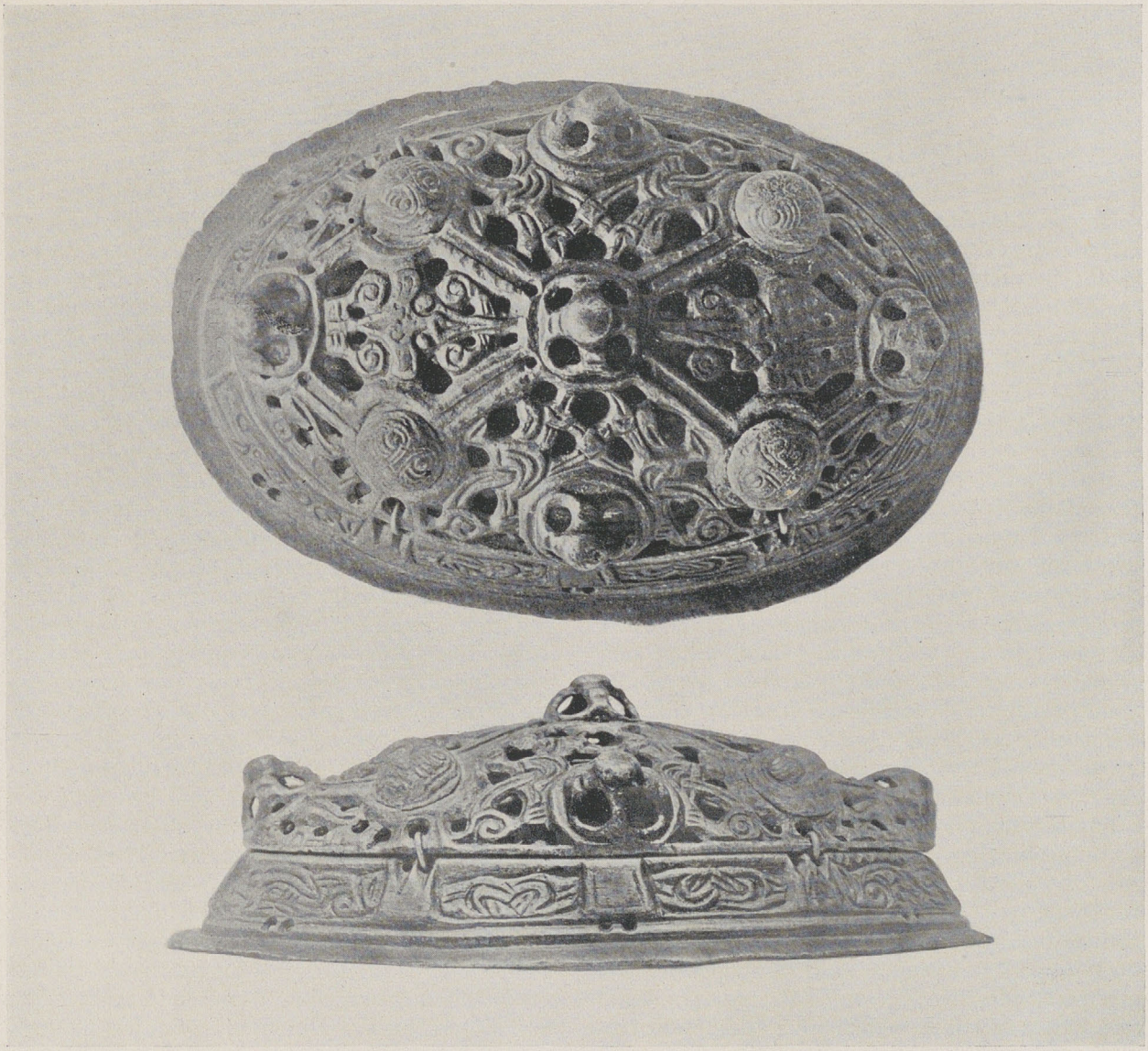


ABB. 1—2. SCHALENSPANGE der Wikingerzeit *wahrscheinlich aus der Umgebung von Wien*

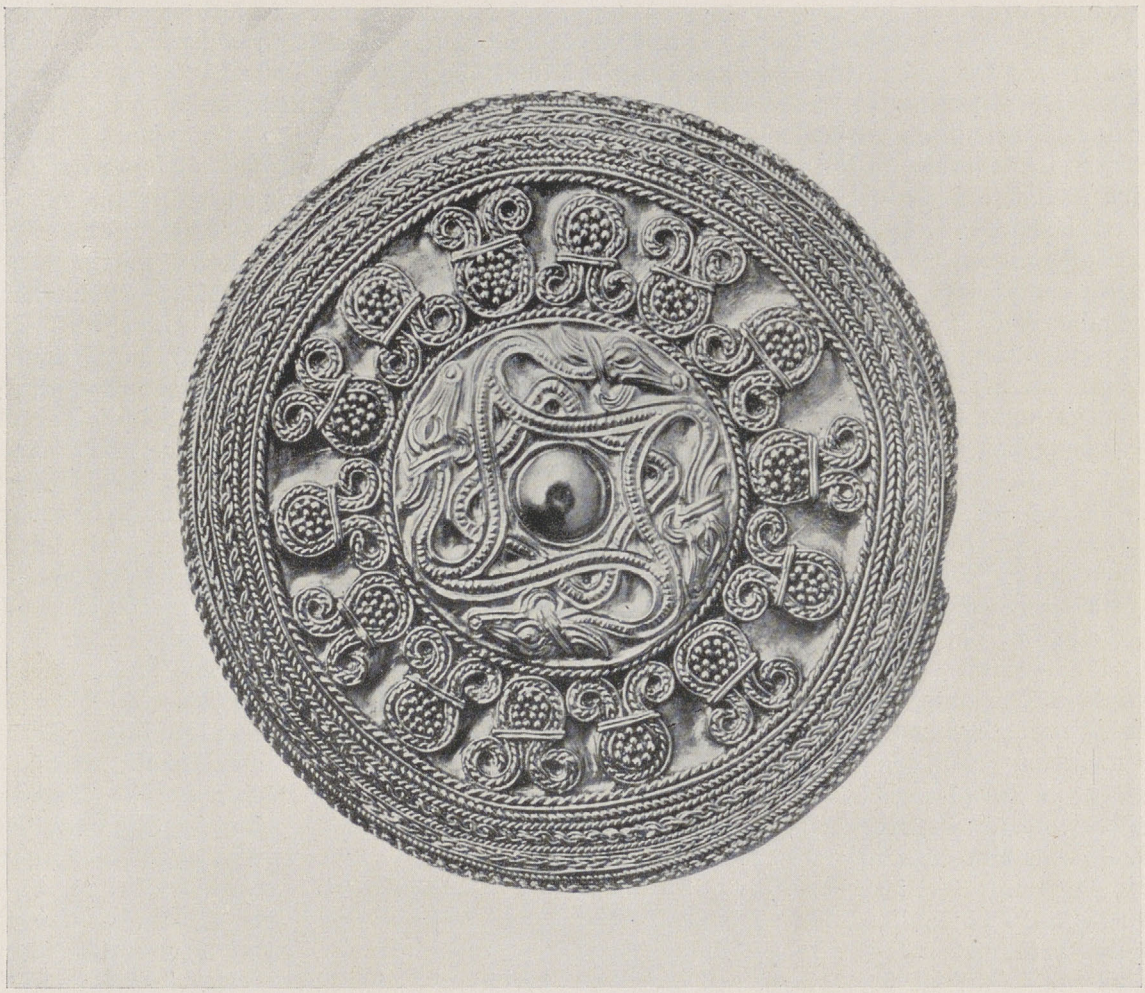


ABB. 3. GOLDENE SCHEIBENSPANGE der Wikingerzeit *aus Gotland*

auf die reiche ornamentale Einfassung der mittleren Tiergruppe beschränkt. Auf einen schmalen, rahmenden Golddraht folgen in einer umlaufenden Bahn eigenartige, leier- oder ösenförmige Motive, die abwechselnd nach innen und außen geöffnet sind. Als äußerer Abschluß dient ein breiter, aus elf aufgelöteten und zum Teil geflochtenen Golddrähten zusammengestellter Randstreifen. Nach der Aufnahme könnte es scheinen, als sei das mittlere Rund eingesetzt. Hebt man das einfassende Golddrähtchen aber an einer Stelle, so zeigt sich, daß die ganze Zierplatte aus einem Goldblech besteht.

Stilistisch unterscheidet sich die Scheibe stark von ihren Vorgängern im 10. Jahrhundert. Der große und wilde Schwung, die weit ausgreifende Gebärde des Tierornaments auf den Scheiben von Hiddensee, Traen (Schweden), Tolstrup (Jütland), Horda (Schweden), Pritter (Wollin) ist nicht mehr da, der künstlerische Reiz beruht vielmehr auf dem technisch und formal betonten Gegensatz zwischen dem mittleren Feld und den umlaufenden und einfassenden Schmuckstreifen. In dieser strengeren tektonischen Gliederung verrät sich eine Mäßigung der schöpferischen Kraft, die aber immer noch stark und erfinderisch genug anmutet. Bei der Beurteilung des Tierornaments beginnen die Schwierigkeiten. Der verhältnismäßig einfach gebaute, vierköpfige Tierwirbel erinnert an viel ältere Formen, an die hakenkreuzähnlichen Tierwirbel auf den runden gotländischen Spangen der späteren Salin II-Stufe. Jede Verflechtung — auch mit dem im Viereck geschwungenen Bändchen — wird aber vermieden, und dazu ist das ganze Gefüge lockerer, weil die getrennt verlaufenden Brust- und Rückenlinien nicht unmittelbar vom Kopf, sondern vom Ende eines langen Halses ausgehen. Sonderbarerweise haben die scharf gekennzeichneten Köpfe nichts mit dem Stil des 10. Jahrhunderts zu tun (vgl. höchstens den Fund von Tolstrup bei Paulsen a. a. O., Abb. 13 rechts), nichts auch mit dem Jellinge- oder Borrestil oder mit den altgermanischen Stilstufen Salin III und II. Vielmehr kennen wir genau den gleichen Kopf von nordgermanischen Bügelfibeln der Salin I-Stufe (vgl. Salin, Tierornamentik,

Abb. 515b!). Hat hier das ausgehende nordische Altertum noch einmal bewußt auf die um fünf Jahrhunderte ältere Formbildung zurückgegriffen?

Während das Randmuster nur breiter und vielfältiger gegliedert ist als vorher, muten die merkwürdigen, in Filigran und Granulierung ausgeführten Füllmotive wie eine neue Erfindung an, an der der Künstler seine besondere Freude hatte. Mit den schon im Filigranschmuck des 6. Jahrhunderts erscheinenden, formähnlichen aber meistens aus nur einem Drähtchen gebildeten Schnörkeln dürfte kaum ein Zusammenhang bestehen; dagegen finden wir die gleichen Motive auf einer gleichfalls aus Gotland stammenden, silbernen Prachtscheibe in Stockholm — Salin a. a. O., Abb. 212 —, die nach freundlicher Mitteilung des Herrn Direktor Arbmann mit mehreren ähnlichen Scheiben in das 11. bis 12. Jahrhundert datiert wird. (Etwas abweichend ist die Auskunft, die ich Herrn Dr. S. Lindquist, Uppsala, verdanke. Danach wird als Fundort der Stockholmer Scheibe nicht mehr Gotland, sondern Uppland (Ksp. Skaa) angenommen. Über die Fundverhältnisse im Jahre 1791 ist nichts weiteres bekannt. Datierung: 11. Jahrhundert.) Bekanntlich verschwanden die runden Scheibenspangen auf Gotland nicht nach dem Übergang zum Mittelalter, nur trat die Granulierung zugunsten des Filigrans und das Tierornament zugunsten pflanzlicher Motive zurück (Paulsen a. a. O., S. 98). Mit Hinblick auf den geradezu klassischen Tierwirbel im Mittelfeld trifft dieses auf unsere Scheibe nicht zu, dagegen wird die pflanzliche Herkunft der im Umkreis geordneten Motive wahrscheinlich, wenn wir zum Vergleich die genannte Scheibe in Stockholm heranziehen (Abb. 4).

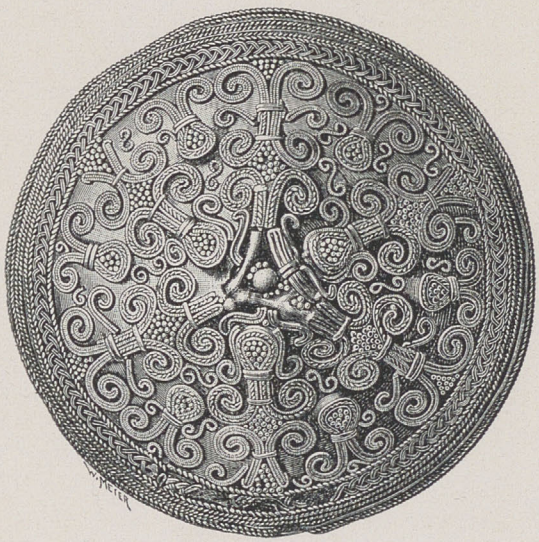


ABB. 4. SILBERNE SCHEIBENSPANGE
Museum Stockholm

Bei einer ähnlichen Randbehandlung fehlt dort jedes Tierornament, und die runde Fläche wird nicht konzentrisch, sondern radial gegliedert in Felder, deren Füllung genau die gleiche rätselhafte Form enthält. Aber in diesem Fall handelt es sich um ein untergeordnetes Streumuster, dem der wichtigere Stammbaum beigegeben scheint, und zwar in den eigenartigen Gebilden, die das Kreisrund in Sektoren zerlegen. Dort erkennen wir die gleichen, stark eingerollten, durch ein Bändchen zusammengehaltenen Doppelvoluten und den runden, mit Goldkörnern gefüllten Beutel. Dazu tritt aber eine Erweiterung und Abwandlung: das gleiche Motiv, aber ohne den kelchartigen Abschluß, wird gegenständig hinzugefügt, die Fläche zwischen den vier zusammenstoßenden Voluten wird wieder mit Goldkörnern gefüllt, oder auch die Voluten wiederholen sich auf beiden Seiten des Bändchens, oder sie entfalten sich aus dicken Stengeln, so daß richtige, miteinander verwachsene Volutenbäumchen entstehen. Woher mögen diese stammen? Zufälligerweise zeigt die vorher beschriebene Schalenspange, daß die Erstarrung des Tierornaments und die symmetrische Ordnung der Schenkel und Füße des karolingischen Löwen zu ähnlichen, pflanzlich anmutenden Formen führen kann. Aber da handelt es sich wohl um eine zufällige Formverwandtschaft, die höchstens eine gewisse Bereitschaft für das symmetrisch gebaute Pflanzenornament beweist. Bei der Scheibe in Stockholm und somit bei der vorliegenden ist der fremde Ursprung dieser Motive kaum fraglich. Dieser liegt in der Palmette mit Volutenkelch der antiken Zierkunst.

Bei der eigenwilligen, stark geometrischen Abkürzung der vorbildlichen Form ist ein genauerer Nachweis der Herkunft allerdings nicht möglich. Man ist geneigt, für Gotland östliche, byzantinische Beziehungen anzunehmen, aber verwandte Gebilde können überall entstehen, wo die nordische Zierkunst sich mit dem Pflanzenornament des Südens auseinandersetzt. So erscheint ein ähnliches, aber viel gröberes Muster auf den norwegischen Kleeblattspangen, und zwar in Anlehnung an das karolingische Blattwerk. Ähnliche, zu einem X verbundene Doppelvoluten finden wir auf einer Riemenzunge des 10. Jahrhunderts aus Haithabu (Mus. Kopenhagen. Vgl. Kühn, Vorgeschichtliche Kunst, S. 499). Ein vergleichbares Voluten- oder Palmettenbäumchen zeigt sich auf alemannischen Beschlägen mit Tierornament im Stil Salin II (Mus. Stuttgart). Dazu wäre die südgermanische Steinmetzkunst heranzuziehen, langobardische und westgotische Kapitelle — hier als Antwort auf das korinthische Kapitell —, Sarkophage usw. (mehrere Beispiele bei Haupt, Die Baukunst der Germanen, etwa Abb. 47, S. 154, Abb. 190). Aber es gibt noch eine ganz andere

frühhistorische Kunstübung, in der wir auf eine innerlich verwandte Formsprache stoßen: das ist die archaisch-griechische Kunst, wo diese sich veranlaßt sieht, die ägyptische oder orientalische Lotuspalmette mit Volutenkelch oder das Palmettenbäumchen aufzunehmen und zu verarbeiten. Hier, in der melischen, der rhodischen, der altattischen Vasenkunst, erscheinen als Füllmuster in der Tat Motive, die an die Verzierung der gotländischen Prachtscheiben des 11. Jahrhunderts erinnern. Und auch hier handelt es sich um den gleichen Vorgang: um die schöpferische, rein ornamentale Einverleibung und geometrische Umgestaltung eines fremden, südlichen Pflanzenornaments. Mit welchem sicheren Geschmack diese Einverleibung und die Verknüpfung ganz verschiedener, älterer und neuerer Formgedanken sich vollziehen konnte, zeigt uns die abgebildete Scheibenspange. Allerdings wissen wir auch, wie der durch die Jahrtausende geübte germanische Schmucksinn ungeschwächt den Übergang zum Mittelalter überlebte, um sich nur in einer anderen Formsprache und auf der neuen Grundlage der kirchlichen Kunst zu betätigen.

Erst eine genauere Prüfung der in den schwedischen Sammlungen aufgehobenen stilverwandten Scheibenspangen würde eine erschöpfende Antwort auf die hier angeschnittenen Fragen ermöglichen. Wir wären den schwedischen Forschern dankbar, wenn sie uns diese Antwort erteilen wollten.

Konrad Höfinger

„Gegenwart"

Ein Beitrag zur Philosophie der Germanen

Es hätte wohl noch vor wenigen Jahrzehnten ein mitleidiges Lächeln erweckt bei unserer gesamten „klassisch" gebildeten Mitwelt, im Zusammenhang mit dem Germanentum das Wort „Philosophie" zu gebrauchen; denn nichts lag der damaligen Auffassung ferner, als den höchsten Flug der Gedanken, den man unter Philosophie versteht, bei den fellbekleideten, bärenhäutigen, zottigen Barbaren des Nordens zu suchen, als welche unsere germanischen Vorfahren in der allgemeinen Vorstellung lebten und zum Teil noch leben. Erst seit die uralten Irrtümer über unsere Vergangenheit durch Ausgrabungen und sinnvolle Deutungen der Funde erschüttert sind, kann man es wagen, die Frage aufzuwerfen, ob die Germanen jener gedanklichen Durchdringung der sie umgebenden Lebenserscheinungen überhaupt fähig waren, die man als Philosophie zu bezeichnen pflegt.

Es erscheint wohl auch heute noch ein kühnes Unterfangen, eine solche Frage zu stellen und sie angesichts des völligen Mangels an „Quellen und Unterlagen" beantworten zu wollen; denn wir kennen unter Philosophie nur dickleibige Folianten, stundenlange Vorträge und fremdwortgespickte Vorlesungen. Das alles besitzen wir freilich über die Zeit des ersten Jahrtausends nach der Berührung der Germanen und Römer nicht und noch viel weniger aus dem Zeitabschnitt vor dieser Berührung. Darum — so urteilt man — ist die Frage nach philosophischer Schulung der Germanen müßig; aber auch wenn eine solche bestanden hätte, so wären ihre Ergebnisse mangels jeglicher Aufzeichnung und Überlieferung für immer verloren. In der Tat hat die Philosophie des Mittelalters nirgends an Gedankengut der deutschen, sondern nur der römisch-griechischen Vergangenheit angeknüpft, und wo ein Denker andere als antike Gedanken entwickelte, verfiel er schwerster, weltlicher und geistiger Strafe.

Diese Meinung ist nun einer der schwersten Irrtümer, die sich unsere an Irrtümern und Vorurteilen überreiche „klassische" Wissenschaft zuschulden kommen ließ. Denn deutlicher und klarer als Kompendien und Folianten überliefern uns die „Worte" unserer deutschen Muttersprache das in vielen Jahrtausenden erworbene geistige Erbe unserer Väter auf allen Lebensgebieten. Man braucht nur den Sinn der Worte zu erfassen, und die unendlichen Werte der gedanklichen Arbeit unserer Vorzeit treten nach anderthalb Jahrtausenden verächtlicher Unterdrückung zutage: nicht umsonst steht Wort neben Wort; da wird sich aus einigen Dutzend Worten ebenso überraschend, wie aus Topfscherben und Zierstücken eine anschauliche Gestaltung des materiellen Lebens längst vergangener Jahrtausende erstand, eine die Tiefe des Weltgeschehens erfassende Geistigkeit unserer germanischen Ahnen ergeben, die dem philosophischen Denken der antiken Völker nicht nur gleichwertig, sondern in vielen Beziehungen an Gedankentiefe und sittlichem Werte überlegen ist.

Es soll in folgendem an einem Beispiele gezeigt werden, wie man aus einem einzigen Worte unserer deutschen Muttersprache den unwider-

leglichen Beweis für eine bewußte gedankentiefe, philosophische Schulung unserer Altvordern ableiten kann, deren Ergebnis heute noch die Grundlage unserer geistigen und sittlichen Lebensauffassung in viel höherem Maße bilden als die Einflüsse antiker Gelehrsamkeit.

Die heutige deutsche Sprache verwendet zur Beschreibung der Zeiteinteilung die drei Worte: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, denen in der alten Sprache Urda, Werdandi und Skuld entsprechen. Fassen wir das Wort Gegenwart ins Auge, so sehen wir, daß dieses heutige Wort in seinem Hauptbestandteile — wart vom gleichen Stamme gebildet ist wie Werdandi, nämlich vom Zeitwort „Werden“: werdandi ist der Form nach Mittelwort der Gegenwart, während „Wart“ eine Hauptwortbildung aus der Tätigkeitsform des Zeitwortes darstellt. Der Umstand, daß Werdandi gleichzeitig der Name einer der drei Schicksalsnornen ist, wie auch die altertümliche Form bezeugen das hohe Alter der Wortbildung, die längst vor der Berührung mit den Römern erfolgt sein muß, also mindestens im ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung wahrscheinlich aber noch viel früher wie aus einer weiteren Erwägung hervorgehen wird.

Fragen wir nun zunächst nach der Bedeutung des Stammwortes „werden“. Wir sagen in unserer heutigen Sprache: das Kind „wird“ älter, größer, die Bäume „werden“ grün, der Gegenstand „wird“ unbrauchbar, es „wird“ Tag, es „wird“ Frühling, das Korn „wird“ reif, der Mensch „wird“ krank, gesund usw. das Wort „werden“ drückt also den Übergang, die Entwicklung von einem Zustand in einen anderen aus, und steht so im Gegensatz zu „sein“; dieser Übergang aber erfolgt nicht durch äußere, sichtbare Einwirkung, sondern aus einer dem Gegenstand selbst innewohnenden Kraft, die ein Teil ist der göttlichen Urkraft, die selbstherrlich und schicksalshaft die Dinge vorwärts treibt und bildet so einen Gegensatz zu „gemacht werden“. „Werden“ aber bedeutet nicht nur eine Entwicklung schlechtweg, sondern eine Entwicklung aus dem niederen Zustand in den höheren, „wird größer, wird grün“, besagt also viel mehr als „ändern“. Die Tätigkeit des Werdens ist unbeeinflußbar vom Willen der Umgebung, darum bildet das Zeitwort weder eine rückbezügliche noch eine Leideform. Das Wort „Werden“ ist in unserer Sprache eines der Grundworte zum Ausdruck des in seinen Wurzeln geheimnisvollen Weltgeschehens. Und dieses Wort hat der germanische Forscher vor vielen Jahrtausenden zur Bezeichnung der eben durchlebten Zeitspanne gewählt; warum?

Es ist eine kindliche Vorstellung, anzunehmen, daß die Worte der Sprache einfach da sind oder daß sie irgendwie geheimnisvoll aus der Volksseele entstehen: jedes Wort unserer Sprache muß nach Inhalt und Form einmal in Urvätertagen in gewaltiger geistiger Anstrengung geschaffen worden sein, und irgendeiner hat es nach geschlechterlanger Mühe zum ersten Mal ausgesprochen. Gerade ein Wort wie „werden“ mit seiner die Tiefe des Weltlebens erschöpfenden Begriffseinheit setzt jahrhundertelange Erforschung der letzten Zusammenhänge durch die Besten voraus, aber auch verständnisvolles Mitdenken der Masse des gesamten Volkes. Darum haben auch die wenigsten Völker eine Entsprechung für unser deutsches „Werden“, weil sie für die Allgemeinerscheinung der schicksalsmächtigen Veränderung der irdischen Dinge kein Verständnis haben; ja manche Völker, die das entsprechende Wort in Urvätertagen besaßen, haben es im Laufe „fortschreitender Kultur“ verloren; die Römer verwendeten noch das bereits absterbende Wort „fieri“, die Romanen besitzen keine Entsprechung mehr, denn devenir ist nur kümmerlicher Ersatz.

Das Wort „Werden“, dessen tief philosophischen Begriffsinhalt man erkennen kann, war mit seinem Inhalt in der germanischen Sprache vorhanden, zur Zeit als man die Zeiteinteilung schuf. Sein Vorhandensein ist der Beweis für höchst philosophische Schulung nicht nur der Gelehrten, sondern auch der Masse des Volkes — denn dieses hätte das Wort sonst nicht angenommen — seine Wahl zur Bezeichnung des eben erlebten Augenblickes setzt tiefsten naturgeschichtlichen Einblick in das Weltgeschehen voraus. Um den Stamm „Werden“ dem Worte Werdandi-Gegenwart zugrunde zu legen, mußte man erkannt haben, daß es in der Welt kein „Sein und Bestehen“ gibt, sondern nur ein dem göttlichen Willen der jedem Ding innewohnenden Naturkraft entsprechende Veränderung unabhängig vom Willen des Dinges selbst oder der Umwelt; mußte man erforscht haben, daß sich die Welt bewegt in allen ihren Teilen vom Menschen bis zum Stein nach ehernen, ewigen Weltgesetzen, und mußte man schließlich die Überzeugung in sich tragen, daß über allem Wollen und Wünschen, über allem Sehnen und Streben schicksalsmäßig der göttliche Wille steht, dem der Menschenwille sich unterordnen muß. Aber in dem Worte „werden“ liegt noch mehr: wie gesagt, bedeutet „werden“ eine Entwicklung vom Niederen zum Höheren, vom Unvollendeten zur Vollendung; wenn der Germane den ihm zur Verfügung stehenden Augenblick als „Werdandi“ bezeichnet, dann liegt in dem Worte die Anerkennung der sittlichen Verpflichtung des Menschen, mit der ihm verliehenen göttlichen Kraft an der Vollendung der Weltdinge mitzuwirken. So ist die Bezeichnung Werdandi-Gegenwart vom Stamme „Werden“ überhaupt nur denkbar in einer menschlichen Gesellschaft, die sich volle philosophische

Klarheit verschafft hat über das Wesen der letzten Dinge in geistiger, sittlicher und religiöser Beziehung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der germanische Gelehrte, der vor Jahrtausenden zum ersten Male das Wort Werdandi-Gegenwart prägte und aussprach, tiefste philosophische Erkenntnis der Zusammenhänge aller Erdendinge besaß, ebenso wie das Volk, das dieses Wort mit vollem Verständnis in seinen Sprachschatz aufnahm, höchste philosophische Schulung sein eigen nannte.

Das Wort Werdandi — Gegenwart vom Stamme „werden" ist an sich ein vollgültiger Beweis für die Geistesbildung der „Barbaren", die es prägten und im täglichen Leben gebrauchten; aber die gewaltige Bedeutung eines solchen Wortes für die Geistesart eines Volkes tritt erst dann in Erscheinung, wenn wir Wort und Begriff bei anderen Völkern zum Vergleich heranziehen. Im Lateinischen finden wir für denselben Begriff das Wort Präsens — Gegenwart, das von da in alle romanischen Sprachen überging, französisch le présent, im italienischen il presente. Präsens kommt vom Zeitwort praeesse, das: da sein, vorhanden sein, „bestehen" bedeutet. Präsens — Gegenwart im lateinischen Kulturkreis erweckt also die Vorstellung von etwas durch längere Zeit Bestehendem, die Gegenwart ist daher für die Erkenntnis des Romanen wie des Slawen ein durch längere Zeit unverändert bestehender Zustand. Das ist begreiflich: denn diesen Eindruck hat tatsächlich der unbefangene Beobachter, der einen Stein, einen Baum, ein Haus, einen Berg, ja sogar einen Fluß betrachtet, weil diese Dinge in ihrer äußeren Erscheinung für das betrachtende Auge stunden-, tage-, jahre-, ja lebenslang unverändert bleiben und den Schein des „Seins oder Bestehens" erwecken; die Wahrheit der ununterbrochenen, inneren Wandlung dieser Dinge offenbart sich erst tieferer Forschung. Das romanische Wort ist nach dem bloßen Schein gewählt und sein Begriffsinhalt trägt einer tieferen Erkenntnis keine Rechnung. Daraus ist wohl der Schluß zulässig, daß die Römer zur Zeit der Bildung des Wortes „Präsens" diese Erkenntnis von dem wahren inneren Zusammenhange der Dinge nicht besaßen, oder das ihnen die einmal besessene, ererbte Weisheit verloren ging, weil spätere Geschlechter für die Tiefe der Väter kein Verständnis mehr hatten: das nennt man Entartung.

Und in der Tat! Viele Geschlechter im Altertum waren mit dem Worte Präsens und der ihm entsprechenden Weltanschauung nicht zufrieden, weil sie die innere Unwahrheit fühlten; als daher im 5. Jahrhundert v. d. Ztr. der griechische Philosoph Heraklit die Lehre aufstellte, daß es in der Welt nichts „Seiendes, Bestehendes" gebe, sondern das alles in Bewegung „im Flusse" sei, bedeutete diese Lehre einen Umbruch des philosophischen Denkens jener Zeit. Die Anschauung Heraklits konnte sich freilich nicht allgemein durchsetzen, entweder weil sie nur halb an die Wahrheit herankam, oder weil den Menschen jener Zeit die Erforschung der Wahrheit gleichgültig war.

Es ist ein gewaltiger geistiger Fortschritt von der kindlich naiven Vorstellung des Seienden bis zur Erkenntnis allgemeiner, innerer Wandlung der Dinge, die der griechische Philosoph in die Worte *πάντα ῥεῖ*. „Alles fließt" zusammenfaßte; aber der Fortschritt vom allgemeinen Flusse, dem Höhepunkt der antiken Philosophie bis zur Erkenntnis des inneren ununterbrochenen „Werdens", wie sie die Germanen zur selben Zeit längst besaßen, ist noch unendlich viel gewaltiger und Worte bedeuten hier Weltanschauungen oder „Philosophische Systeme". Denn das griechische Wort *ῥεῖν* — fließen bedeutet zwar Bewegung, aber eine Bewegung, von einem höheren Orte zu einem tieferen infolge der toten Wirkung der Schwerkraft, es bedeutet Verbrauch und Vernichtung lebendiger Kraft; die Bewegung — Leben kommt zur Erde, wenn der Tiefpunkt erreicht ist. Hätte der griechische Philosoph mit seinem *πάντα ῥεῖ* recht, das in allen Schulen noch heute gelehrt und bewundert wird, alles Leben auf Erden wäre längst erstorben. „Werden" aber bedeutet Überwindung der Schwerkraft infolge des jedem Dinge innewohnenden, göttlichen Funkens und schafft fortzeugend immer neues Leben.

Die Prägung eines Wortes setzt einen Überblick über den Gedankenkreis voraus, den es zum Ausdruck bringen soll; den Begriffsinhalt bedingt die Wahl der Wortwurzel, und diese wird um so klarer sein je schärfer der Begriff gedanklich-philosophisch abgegrenzt werden konnte. Die ganze Stufenleiter dieses tausendjährigen Ringens um Erkenntnis liegt in den drei Worten „Präsens — *πάντα ῥεῖ* — Werden": Sicherlich erforderte es einen hohen Grad von geistiger Erfahrung, die Zeit in Vergangenes = Seiendes und Sein werdendes — Präsens, Futurum — einzuteilen. Die Annahme (Hypothese) allgemeinen „Fließens" kommt der Wirklichkeit näher, aber erst die Lösung Werdandi = Gegenwart ist vollendete Anschauung vom Wesen der Dinge in einem vollkommenen Ausdruck, der weder begrifflich noch formell steigerungsbedürftig noch steigerungsfähig ist. Dieser Ausdruck aber wurde spätestens im 1. Jahrtausend v. d. Ztr. von germanischen Menschen geprägt.

Wäre das Wort „Gegenwart — Werdandi" vereinzelt in seiner Klarheit und Wahrheit, dann würde es die Vermutung nahelegen, daß zur Zeit seiner Prägung dem germanischen Volke ein „Philosoph" gewaltigster Gedankentiefe geschenkt war; aber es steht nicht allein, sondern dutzende und hunderte Worte von derselben inneren Wahr-

heit und äußeren Vollendung bietet uns unsere deutsche Muttersprache, die in ihrer Gesamtheit ein tiefes, geistiges Ahnenerbe darstellt. Wer diese Worte in Inhalt und Form an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt, muß zur Überzeugung gelangen, daß das kristallklare Denken, das in ihnen niedergelegt ist, nur einem Volke zugemutet werden kann, das so beschaffen ist, wie die Gelehrten unserer Zeit, allen voran Gustaf Kossinna, es wiederzubeleben verstanden.

Misch Orend

Tore aus Siebenbürgen

Der deutsche Bauer in Siebenbürgen, der in der geschlossenen Dorfgemeinschaft lebt, empfindet seinen Hof als den Ort, wo er nach seinem eigenen Willen schaltet und waltet und wo er, so sehr er der Gemeinschaft verbunden ist, mit den Seinen nicht nur ungestört, sondern auch unbehelligt sein will. Sein Haus und sein Hof ist seine Burg, von allen Seiten abgeschlossen, in die er Unbefugten nicht gern Einblick gewährt. Die Verbindung zur Dorfstraße bietet das meist überwölbte Tor und daneben die kleinere Gassentür.

Die Torbögen waren wohl ursprünglich aus Holz, wie man sie noch in Michelsberg findet (Abb. 4) und wie sie bei den Madjaren Siebenbürgens, aber auch zuweilen bei Rumänen mit Sinnbildern beschnitzt zu finden sind; die heutigen Torbögen der Siebenbürger Sachsen bestehen dagegen aus Mauerwerk.

Das Tor dient als Schutz, an der Kirchenburg waren außer den eisenbeschlagenen schweren Eichentoren noch besondere Fallgitter aus Eichenbalken angebracht (Abb. 5), die Schutz und zugleich die Möglichkeit der Verteidigung boten.

Das Tor ist aber auch die Ehrenpforte, durch die das junge Ehepaar einzieht, und deshalb wird bei Hochzeiten das Tor mit Tannen- oder Mistelzweigen und mit Eierschalenketten geschmückt:

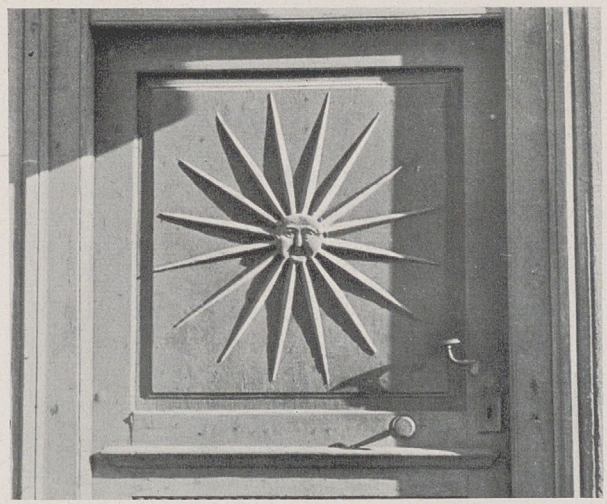


ABB. 2. GASSENTÜR *aus Hermannstadt*

möge das gemeinsame Leben der jungen Eheleute ein fruchtbares Leben sein.

Durch Tür und Tor wird aber nicht nur bei Festlichkeiten ein- und ausgegangen und der sinnbildliche Schmuck soll Bestand haben. Daher tragen die Torbögen vielfach Sonnensinnbilder, oder aber Tor und Tür sind selber damit geschmückt. Sehr häufig werden die Bretter der Gassentür so angeordnet, daß der Baum mit Zweigen, der Lebensbaum (Abb. 7 und 11), dargestellt wird.

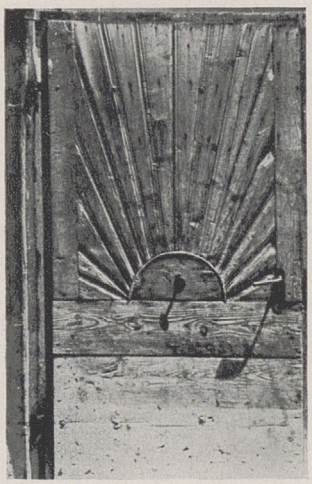


ABB. 1. GARTENTÜR aus Neithausen

In Großpold (Abb. 11) ist der Lebensbaum auf den beiden Flügeln der Tore, wobei die Mittelachse des Tores gewissermaßen den Stamm des Baumes darstellt, von dem die Zweige rechts und links in voller Üppigkeit sprießen. Und wenn andere Bauern gelegentlich an ihren Häusern Sprüche anbringen und dem Ein- und Austretenden ihre Wünsche entgegenbringen, so geschieht das hier durch die Sinnbildgestalt der Torverzierung.

Noch häufiger als der Lebensbaum findet sich an Türen und Toren das Sinnbild oder gar das Abbild der Sonne. In Abb. 3 zeigt die obere Hälfte der Gassentür die halbe Sonnenscheibe, von der aus die Strahlen nach allen Seiten führen. Auch diesmal ist die Sonne samt den Strahlen durch die Anordnung der Bretter zustande gekommen.

Diese „Sonnenbogen" (Sännebuëgen) wiederholen sich auf Toren, besonders häufig in den deut-

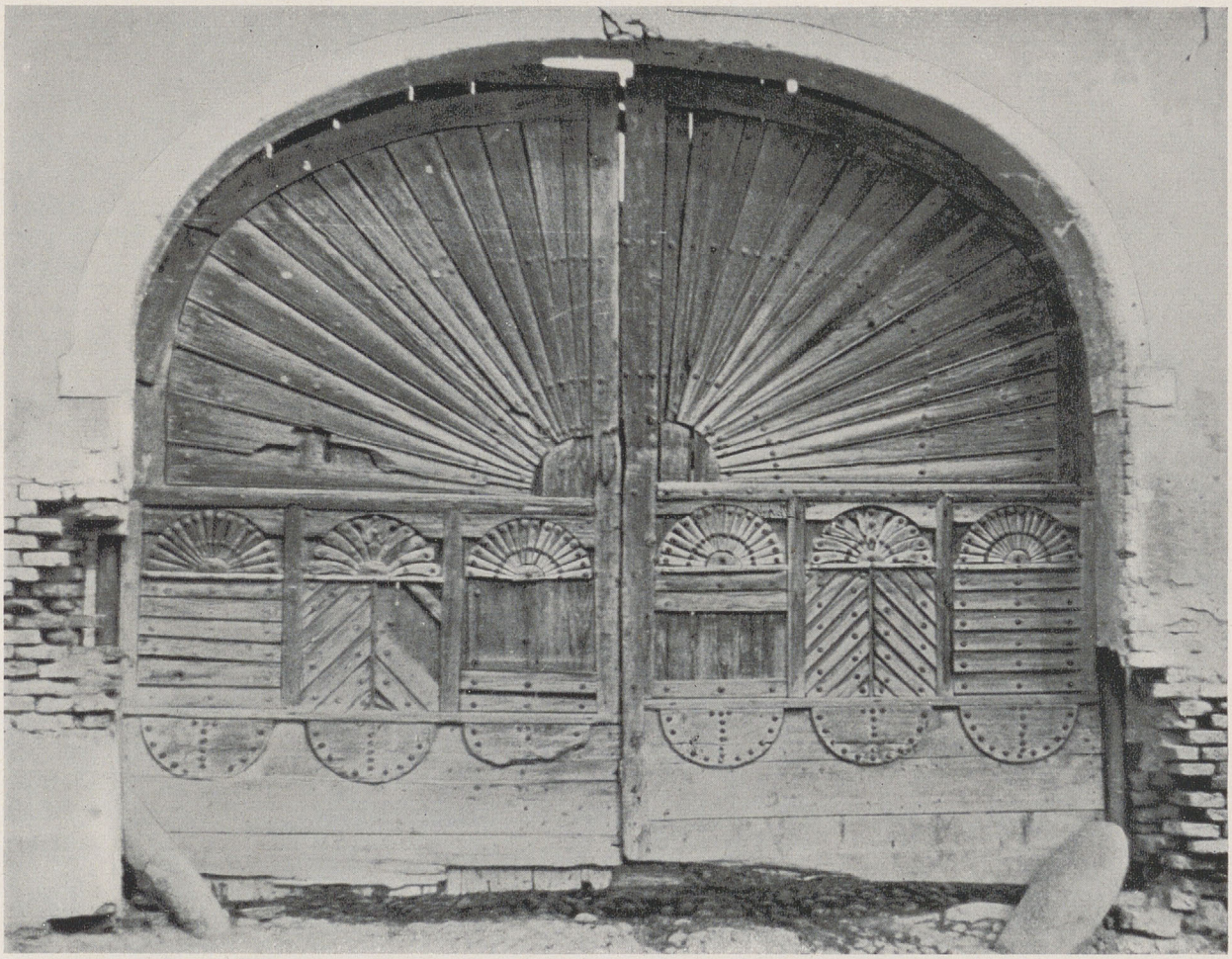


ABB. 3. TOR *aus Stolzenburg*

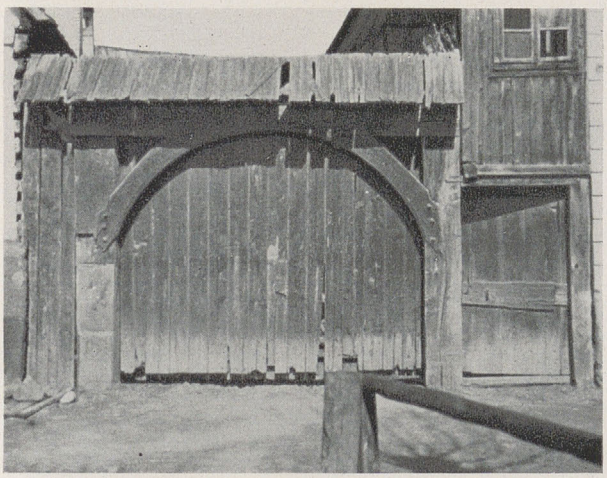


ABB. 4. HOLZTOR *aus Michelsberg*

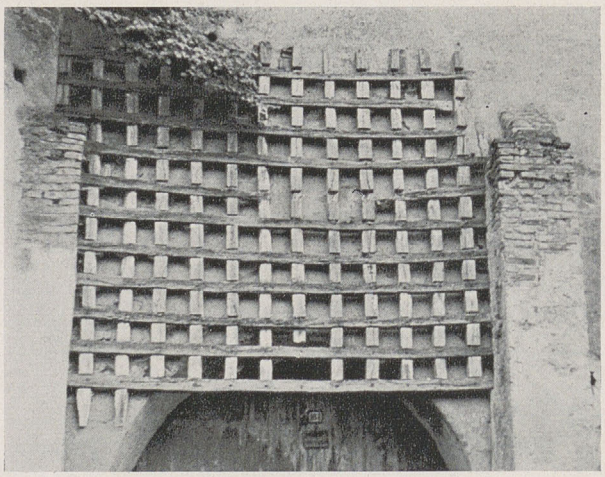


ABB. 5. FALLGITTER *der Kirchenburg Holzmengen*

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

schen Dörfern der Hermannstädter Gegend, wobei kaum ein Tor dem andern gleicht, obwohl fast nur der Sonnenbogen zur Darstellung kommt. In Abb. 8 bildet die obere Hälfte der beiden Torflügel die halbe Strahlensonne, während die unteren Hälften mit je drei kleinen Sonnenbögen ver-

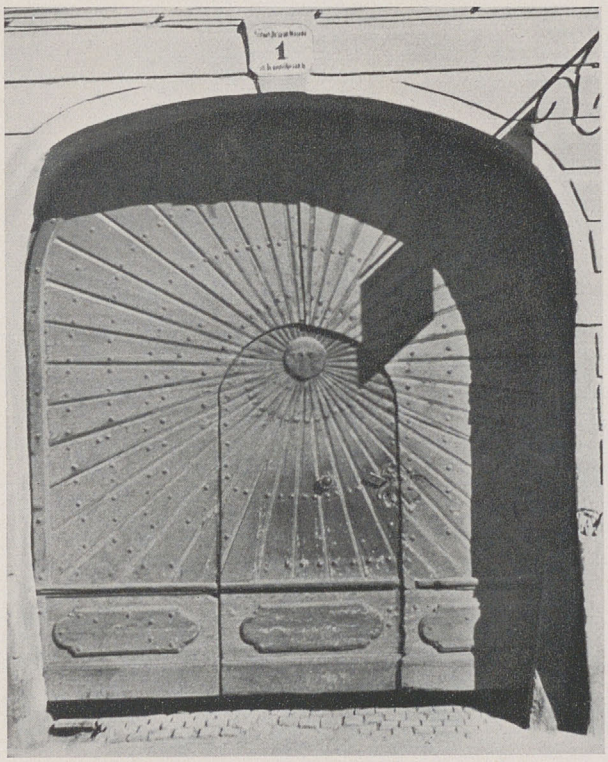


ABB. 6. TOR *aus Hermannstadt*

ziert sind. Bemerkenswert ist noch, daß auch die Anordnung der Nägel der dargestellten Form entspricht.

Ein anderes Tor dieser Art (Abb. 9) zeigt die beiden Torflügel mit je einem großen und einem kleinen Sonnenbogen und mit je vier Baumdarstellungen. Jeder Torflügel ist in sich geschlossen, durch die beiden Tiere im Mittelstreifen jedoch ist die Geschlossenheit des Tores wieder betont. Es sind dies die beiden Tiere, die auch in den Stickmustern zu beiden Seiten des Lebensbaumes so häufig auftreten.

Gelegentlich werden die Sinnbilder der Sonne als besondere Zierde auf das Tor gesetzt. Die beiden Torflügel tragen je eine große und drei kleine Sonnen (Abb. 9). In derselben Art werden zuweilen Sonnenwirbel, Sechsstrahlensterne oder Sonnenräder an den Toren angebracht, oder auch Herzen und runenartige Gebilde.

Besonders eindrucksvoll ist eine Gassentür in Hermannstadt, deren obere Füllung eine Sonne als Gesichtsdarstellung trägt, von der 16 kräftige Strahlen auslaufen. Eindringlicher ist die Sonne wohl kaum darstellbar, hier ist sie mit vollem Bewußtsein geschaffen worden (Abb. 2).

Eine ähnliche Sonnendarstellung zeigt das Tor in Abb. 6. Auch hier ist die Sonne als Gesicht dargestellt, von dem nach allen Seiten die Strahlen auslaufen. Die Nagelung der Bretter, die als Strahlen angeordnet sind, unterstreicht noch die Strahlenwirkung. Das ganze Tor ist von der Sonne überstrahlt. Beide Darstellungen sind in ihrer Art besonders eindeutig und ausgeprägt.

Zu großen Sonnenwirbeln ist die Bretterfüllung an einem Tor in Mediasch angeordnet worden (Abb. 10), sie füllen die untere Hälfte des Tores. Zwei kleine Wirbel befinden sich an der beginnenden Rundung des Tores. In derselben Eindringlichkeit, wie das vorige Tor, ist auch dieses gestaltet worden.

Die meisten Tore tragen keine Verzierungen. Wenn aber Tore verziert werden, so ist es bezeichnend, daß die Sinnbilder der Sonne und der Lebensbaum dargestellt werden, als Heilszeichen und Geleitspruch für die Ein- und Austretenden. Auch die Sinnbilder an den Toren reihen sich ein in die Fülle der Sinnbilder, die auch die Geräte und Gegenstände tragen, mit denen sich der Bauer umgab und vielfach heute noch umgibt. Auch sie sind altererbtes Volksgut, das der Art entsprungen ist.

Den Beginn wagen in allem, was sein muß! Das ist die Größe und das Kennzeichen der Führerschaft. Die Fortsetzung wagt nachher jeder leicht.

Georg Stammler

Tore aus Siebenbürgen

ABB. 7. TOR mit Lebensbaum aus Großpold

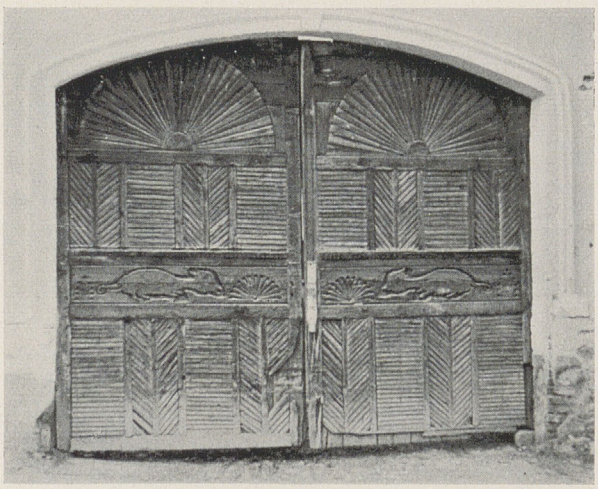


ABB. 8. TOR aus Stolzenburg

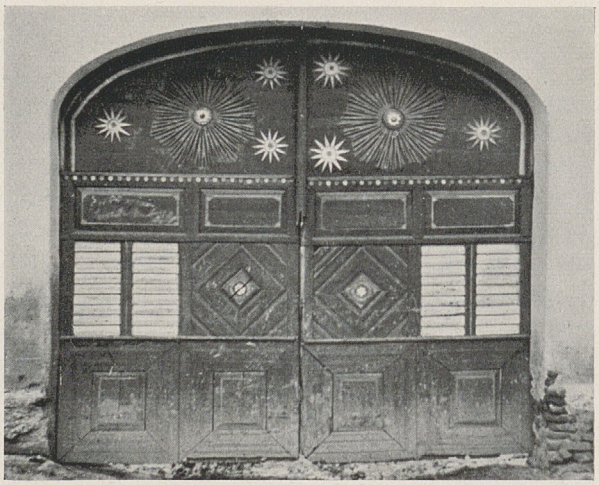


ABB. 9. SONNEN und Sterne auf einem Tor aus Reußen

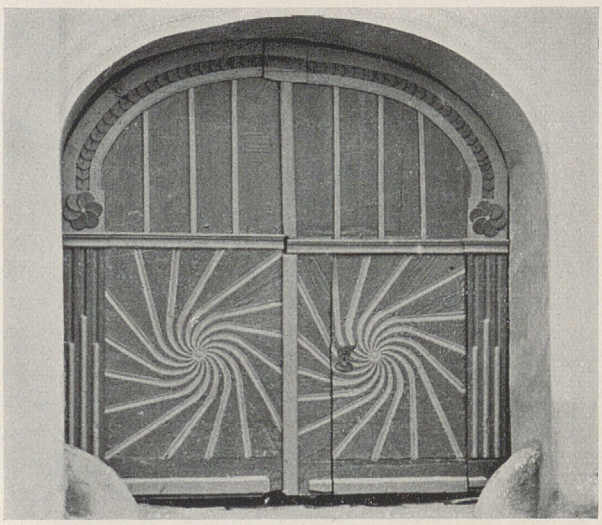


ABB. 10. SONNENWIRBEL auf einem Tor aus Mediasch

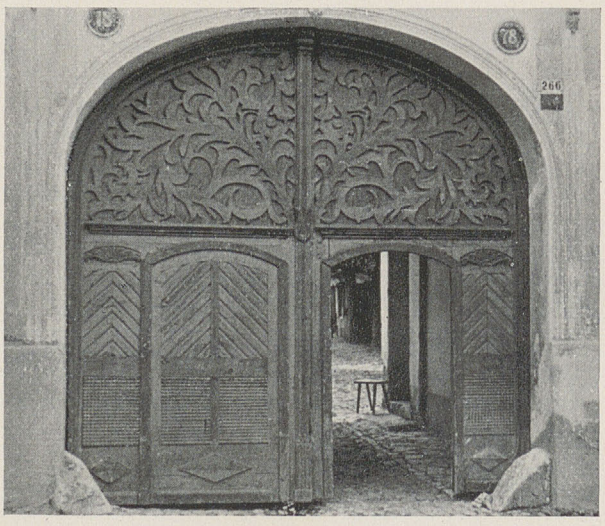


ABB. 11. LEBENSBAUM auf einem Tor aus Großpold

Hermann Harder

Marius und der Kimber

Als die germanischen Völkerzüge der Kimbern und Teutonen als friedliche Landsucher an die Tore des römischen Reiches pochten, da weigerten ihnen die Römer den Eintritt, lockten sie mit Freundesworten in einen Hinterhalt und überfielen die Vertrauensvollen. Aber die gewaltige Kampfkraft der durch diesen Verrat erbitterten Völker des Nordens zerbrach die Reihen der römischen Krieger und zerschmetterte alle italischen Heere, die sich ihnen entgegenstellten. Trotzdem zogen sie nicht südwärts, sondern weiter durch Gallien und Spanien, und erst zehn Jahre nach ihrem ersten Zusammentreffen mit römischen Schwertern entschlossen sie sich, in Italien einzufallen.

Da erfaßte die Herzen der Römer der „kimbrische Schrecken". Schon sahen sie im Geist ihre königliche Stadt, die Herrscherin über das Mittelmeer, erobert und in Flammen; denn unbesieglich schienen die hochgewachsenen blonden Barbaren aus nebligem Norden. Schon der furchtbare Blick ihrer blauen Augen, wenn Kampfzorn darin loderte, brach wie Blitz in das Mark römischer Krieger und trieb sie zu schmachvoller Flucht.

In dieser Stunde dringendster Gefahr wählte das römische Volk zum Anführer seiner Heere den Feldherrn Gajus Marius, der — armer Leute Kind — durch seine kriegerische Tüchtigkeit zu höchstem Rang aufgestiegen war. Ihn, den derben Kriegsmann und Kraftmenschen, der so gar nichts von patrizischer Feinheit und Vornehmheit hatte, ihn, der jede Mühsal mit seinen Soldaten teilte, ihnen voranmarschierte in Glut und Frost, auf demselben Stroh schlief wie sie und den letzten Bissen Brot mit ihnen teilte, ihn vergötterte das Heer, ihn umjubelte das Volk. Und der zähe Wille dieses Mannes, seine abwartende Klugheit, seine stählerne Entschlußkraft vollbrachten die Wundertat. Er schlug Teutonen und Kimbern in vernichtenden Schlachten und wahrte Rom vorm Ansturm der Germanen.

Anfänglich ehrten die Römer ihren Retter wie einen Gott. Sechsmal trug er die purpurverbrämte Toga des Konsuls, war er Lenker des Staats. Aber vergänglich sind Größe und Glanz. Marius war ein Krieger, kein Staatsmann. Ein jüngerer Heerführer namens Sulla, in dem sich Geschmeidigkeit und List mit rücksichtslosem Machttrieb verbanden, zog mit einem Heer gegen Rom, stürzte den gealterten Marius und sprach die Acht über ihn aus.

Auf einem Frachtschiff entfloh der Geächtete. Da aber Reiter überall die Küste entlangstreiften, um nach ihm zu fahnden, und denen, die ihn beschützten, Todesstrafe drohte, setzten ihn die Schiffer, seiner Bitten ungeachtet, ans Land und überließen ihn seinem Geschick. Als bewaffnete Reiter nahten, warf der Achtundsechzigjährige seine Kleider ab und sprang in einen Sumpf, um sich dort zu bergen. Doch seine Verfolger spürten ihn auf und brachten den nackten alten Mann, der über und über mit Schlamm bedeckt war, in die benachbarte Stadt Minturnä, um ihn dort an die Behörden auszuliefern.

Der Rat der Stadt beschloß, den gefangenen Staatsfeind sofort hinrichten zu lassen. Als die Ratsherrn diesen Urteilsspruch verkündeten, da bebte ihnen das Herz in der Brust, denn es waren ältere Leute. Sie erinnerten sich noch an den kimbrischen Schrecken, an die Vaterlandstat des Marius, an die lange Dauer seiner Staatslenkung. Sie dachten daran, wie Heer und Volk ihm zugejauchzt und ihm geopfert hatten gleich einem der Himmlischen. Trotzdem wagten sie nicht, Marius zu schonen, denn sie wußten, der einst so Mächtige war nun ein Gestürzter, und Sulla, sein Gegner, scheute kein Blutvergießen, sich an den Anhängern seines Feindes zu rächen.

Doch als es galt, das Todesurteil zu vollstrecken, da fand sich kein italischer Mann, der seine Hand an den einstigen Liebling des Volkes legen wollte. Eine solche Tat schien ihnen Vatermord. Noch das Haupt des Geächteten war ihnen heilig. Endlich kam einer der Ratsherrn auf den erlösenden Einfall. Unter den Reitern der Stadt war ein germanischer Sklave, ein Kimber mit Namen Ariulfus. Am Abend der Schlacht bei Vercellä, wo das gewaltige Viereck des kimbrischen Heeres zerbrochen ward, lag Ariulfus todwund auf dem Schlachtfeld, einer der Erlesenen, die in der vordersten Schlachtreihe sich mit Ketten aneinandergebunden hatten, um dem italischen Ansturm noch sterbend zu wehren. Ein römischer Hauptmann, der selbst ihn niedergeritten, hatte an dem rasenden Kämpfer Gefallen gefunden, ihn gesund pflegen lassen und unter seine Panzerreiter aufgenommen. Ariulfus, der Weib und Kind und die Heimat verloren hatte, diente Rom so treu wie einem Gefolgsherrn seines Landes; denn er hatte den Eid geschworen auf den römischen Adler und hätte sich ehrlos gedünkt, diesen Schwur zu brechen.

Jetzt, als kein Italer sich mit dem Blute des Befreiers beflecken mochte, gedachte einer der Rats-

herrn des kimbrischen Sklaven Ariulfus und sprach zu den Gliedern des Rats: „Laßt uns dem Ariulfus befehlen, daß er hingehe und ihm das Schwert in die Brust stoße. Er ist ein Kimber und dem Marius feindlich gesinnt, der das Volk seiner Herkunft vernichtete. Begierig wird er das Schwert ergreifen, den Urheber seiner Knechtschaft zu töten. Wir aber sind unschuldig am Blute des Geächteten."

Die Wache vor dem Raum, darinnen Marius gebunden war, öffnete die Tür des Kerkers, und Ariulfus trat ein, das Schwert in der Faust. Ein winziges Fenster nur ließ Licht in das Gemach, und so lag der Geächtete in halbem Dunkel. Als er die Schattengestalt des germanischen Hünen auf sich zuschreiten sah und ein verirrter Lichtstrahl auf dem Eisenschwert spiegelte, dröhnte der Gefesselte den, der ihn hinzurichten kam, an: „Wer du auch seist, willst du es wagen, Marius zu töten?"

Der alte Geschichtsschreiber, der davon erzählt, meinte, dieser Ausruf und das Glühen seiner Augen habe den Germanen in Schrecken versetzt. Doch nein: der kimbrische Krieger, der so oft dem Tod ins Auge geblickt hatte, kannte keine Furcht.

Ein anderes bewegte sein Herz, als er vor dem Gefesselten stand. Ariulfus hatte eine Frau gehabt, blond und groß wie er selbst, und drei Knaben, die sie ihm geboren.

In jener Schlacht bei Vercellä, als römische Rosse ihn und das Glück seines Volkes zu Boden stampften, tat Swanaborg, sein Weib, gleich andern kimbrischen Frauen. Als keine Hoffnung mehr auf Sieg vor dem erschütterten Auge stand, nur Knechtschaft und Schändung, da erwürgte sie ihre drei Kinder mit eigenen Händen und erhängte sich selbst an der Deichsel des Wagens, der ihre Habe barg. Ariulfus sann. Wenn er einen Mann hassen mußte, dann diesen Marius, den einzigen, der es vermocht hatte, die Volkskraft der Stammesbrüder zu brechen. In der Hand des Ariulfus blinkte das Schwert. Wenn er den Gefangenen umbrachte, Rache nahm, an dem Mörder seiner Frau, seiner Kinder, der ihm die Freiheit geraubt und sein Leben zerstört hatte, dann war es eine ehrenvolle Tat in den Augen derer, die ihn beauftragt hatten. Ein Beutel voll Gold wartete sein als Lohn. Ja, vielleicht würden sie ihm die Freiheit zurückgeben, wenn er sie drängte.

Zu seinen Füßen, im Dämmerlicht, lag der Verurteilte. Er beugte sich über ihn. Marius blickte stumm zu ihm auf mit Augen, die groß und dunkel in dem fetten bleichen Antlitz standen. Die Hand des Ariulfus, die nie gebebt hatte, das Schwert ins Herz des Feindes zu stoßen, zitterte. Erinnerung stieg in ihm auf an Satzung der Väter. Wer einen Wehrlosen mordete, und sei es selbst einen der Blutrache Verfallenen, galt als ehrlos. Marius auf dem Hochsitz seiner Macht, im Kreise seiner Gewaffneten, unter Wagnis des eigenen Lebens töten, es wäre eine Tat gewesen, schön, dafür zu sterben! Aber diesen gebrochenen alten Mann, der mit Stricken gefesselt auf dem dürftigen Stroh gekauert lag, kalten Blutes morden, einen Mann, der kein Verbrecher war, sondern ein Held seines Volkes, nein, das war keine Tat eines Germanen würdig. Er hätte Scham gefühlt vor sich selbst; wie er ein Volk verachtete, das seinen Erretter, anstatt ihn zu krönen, zertreten wollte, weil ein Undankbarer befahl und zehntausend Nacken sich furchtsam beugten. Es war keine Treue bei diesen Welschen. Mochten sie ihm antun, was sie wollten. Er, Ariulfus, der auch als Sklave frei geblieben war, hatte seine Ehre bewahrt. Er wandte sich um und schritt hinaus.

Trotzig trat er vor die Versammelten, die seiner harrten, um den Tod des Marius zu vernehmen. „Nehmt mein Leben, wenn ihr wollt. Aber diesen wehrlosen alten Mann töte ich nicht, auch wenn er mein Volk vernichtet hat. Solche Treulosigkeit überlasse ich euch Römern." Als sie diese Worte aus dem Munde eines kimbrischen Sklaven vernahmen, waren alle bestürzt. Sie fühlten sich von diesem Barbaren beschämt, der als Frevel empfand, seinen gestürzten Feind zu töten, während sie ihren Wohltäter, den Vater des Vaterlandes, hatten umbringen wollen. Geschrieben steht: „Sie machten sich selbst Vorwürfe wegen des ungerechten, undankbaren Beschlusses gegen den Mann, der einst Italiens Retter gewesen war, dem Hilfe zu versagen schon Sünde wäre, und sprachen: So laßt ihn denn als Flüchtling gehen, wohin er mag, und an anderer Stelle erfüllen, was das Schicksal ihm bereitet. Für uns aber laßt uns zu den Göttern um Vergebung flehen, wenn wir Marius nackt und bloß aus unsrer Stadt verjagen!" (Plutarch).

Und sie lösten dem Geächteten die Bande, führten ihn aus seinem Kerker, gaben ihm ein Mahl und baten ihn um Vergebung für das, was sie ihm angetan hatten. Danach geleiteten sie ihn an die Küste, wo sie ein Schiff für ihn bereitgestellt hatten, küßten seine Hände, die von den Fesseln wund und geschwollen waren, und ließen ihn auf das Meer hinaustreiben in eine Zukunft, von der sie nicht wußten, ob sie dem einstigen Günstling der Götter neue Größe oder den Untergang bringen werde.

Jede große Zeit erfaßt den ganzen Menschen.

Theodor Mommsen

Otto Steiner

Die Juden im alten Deutschland

Schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung lebten Juden auf dem germanischen Boden des linken Rheinufers, zunächst als wandernde Händler, dann mit festem Wohnsitz in den Städten. Vor allem bevorzugten sie die römischen Stadtgründungen in dem von den Römern besetzten Ufergebiet. Die größte dieser Stadtgründungen war Köln, und aus ihr stammen die ersten Nachrichten über das Vorhandensein der Juden. Köln und die anderen auf germanischem Boden gegründeten Städte waren schnell die Messe- und Marktorte für ihre weite Umgebung geworden und hatten bei der Größe des römischen Reiches einen bedeutenden Fremden- und Handelsverkehr, den die Städte zu heben und auszudehnen bemüht waren. Zunächst hatten in allen diesen Städten, soweit sie von Germanen bewohnt waren, noch die heimischen Stammesgesetze ihre Gültigkeit behalten, insbesondere der germanische Grundsatz, daß kein Stamm Fremde in seinem Gebiet duldete.

Die ersten Fremden, die geduldet wurden, weil sie geduldet werden mußten, waren die Eroberer, die Römer. Sie lebten nach römischem Recht. Das gleiche erreichte die römische Kirche für ihre Priester. Nach und nach aber strebten vor allem die größeren Städte dahin, sich von dem bodenständigen germanischen Stamm und seinen Rechten frei zu machen und eigene Stadtrechte zu erwerben, mit denen sie ihren Handel stärken konnten. So entstand nach und nach ein Gebietsrecht der Städte, Fremde wurden in ihren Mauern geduldet und mit ihnen auch die Juden, die infolge ihrer Beziehungen zum Orient und zur Übersee geeignet schienen, dem Handel der Städte zu nützen. Allerdings blieben die Rechte der Fremden, also auch der Juden, beschränkt; sie hatten in den Städten zwar ein Wohn- und Handelsrecht, nicht aber das Bürgerrecht und nicht das Recht, Grundeigentum zu erwerben. Grundeigentum und germanische Rechtsfähigkeit waren auch in den Städten noch eins; nur das Grundeigentum, entstanden aus der alten gleichen Verteilung von Grund und Boden, gab die politischen Rechte. Bodenverbundenheit, Volk und Art waren den Germanen immer das Höchste gewesen und blieben es auch in den Städten.

Als rassereine kampfkräftige Bauern waren etwa 100 Jahre v. d. Ztr. die Kimbern und Teutonen nach Süden gezogen. In unverbrauchter Stärke folgten ihnen nun vom 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an andere germanische Stämme und drängten die Römer vom linken Rheinufer wieder nach Süden zurück. Die Juden waren zäher als die Römer: sie blieben am germanischen Rhein. Aber überall, wo die Germanen auf sie stießen, wahrten sie eine strenge Trennung von ihnen. So sind von den Westgoten in Spanien Gesetze auf uns gekommen, durch welche die Juden von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen und Ehen mit ihnen verboten waren. Auch das Christentum, das bei den germanischen Stämmen auf dem linken Rheinufer bereits im 2. Jahrhundert, auf dem rechten Rheinufer viel später, erst im 7. Jahrhundert Eingang fand, änderte nichts an dieser germanischen Abwehr gegen die Juden. Eher vertiefte sich die Trennung der Rassen noch durch den Gegensatz zwischen den Grunddogmen der christlichen und der jüdischen Religion. So blieb der Ausschluß der Juden vom Grunderwerb in Germanien auch auf dem linken Rheinufer noch bis in das 7., 8. Jahrhundert bestehen.

Erst als im Laufe dieser Zeit der Name Germanien und mit ihm alte germanische Rechtsgrundsätze aufgegeben wurden (vor allem die Unverkäuflichkeit des Grund und Bodens), gelang es der Betriebsamkeit der Juden und ihrem Eifer, sich bei den Großen des Landes nützlich zu machen, in Deutschland, wie das Land sich jetzt nannte, festen Fuß zu fassen: sie erlangten das Recht, Grundeigentum zu erwerben, sich überall niederzulassen und Gewerbe und Handel ohne Einschränkung zu betreiben. Nun standen ihnen alle Wege offen. Schnell kamen sie zu Geld und Gut, schnell blühte bei ihren internationalen Verbindungen ihr Handel zum Welthandel auf. Ein mächtiger Herrscher schützte sie. Karl der Große, den „heidnischen" germanischen Bruderstämmen gegenüber ein erbarmungsloser Apostel des Christentums und der fränkischen Herrschaft, war ihr Gönner. Er erteilte ihren Gemeinden Privilegien, zog Juden an seinen königlichen und kaiserlichen Hof und verwendete sie im Handels- und sogar im diplomatischen Dienst. Ein Jude namens Isaac war sein Vertrauensmann bei der Gesandtschaft, die er im Jahre 794 mit Gaben für das Grab Christi an seinen andersgläubigen Freund, den Sultan und Kalifen von Bagdad, Harun al Raschid, schickte. Ein diplomatisches Ereignis: Ein jüdischer Abgesandter als Vertreter des mächtigsten Königs beim mohammedanischen Kalifen! In großer Audienz in Aachen empfing Karl den mit reichen Geschenken aus Bagdad zurückkehrenden Isaac.

Die Juden ließen es sich selbstverständlich nicht entgehen, die hohe Gönnerschaft Karls auszunutzen. Jüdische Gemeinden entstanden in Magdeburg, Ulm, Regensburg und anderen Städten. Eine Rabbinerfamilie aus Italien, von dem Frankenkaiser Karl auf jüdischen Wunsch nach Mainz verpflanzt, gründete mit seiner Genehmigung eine Reihe jüdischer Talmudschulen am Rhein. Vergebens bemühten sich die Hofbeamten und die höhere Geistlichkeit unter Hinweis auf die kanonischen Gesetze, die einen freundschaftlichen Verkehr zwischen Juden und Christen verboten, dem Einfluß der Juden entgegenzutreten. Karl ließ sich nicht in seinen Willen hineinreden und behielt auch seinen jüdischen Leibarzt bei, der ihn auf seinen fast ununterbrochenen Reisen durch das große Reich begleitete.

Auch Karls Nachfolger, wegen seiner Kirchlichkeit „Ludwig der Fromme" genannt, blieb den Juden mehr als gewogen. Er stellte einen besonderen Beamten an, den „Judenmeister", der alle Angelegenheiten der Juden bei ihm vertreten durfte, und tat darüber hinaus noch etwas, was keine Anekdote, sondern wahre Geschichte ist: Er ordnete an, daß wegen des jüdischen Sabbats die Wochenmärkte von Sonnabend auf Sonntag verlegt wurden. Aber er hieß nicht umsonst Ludwig der Fromme, er tat es, um die Landbevölkerung an den Besuch der sonntäglichen Messe zu gewöhnen.

Über 100 Jahre deutscher Geschichte waren vergangen, der volksschädliche Einfluß der Juden in Deutschland war offenbar geworden. Die sächsischen Kaiser unternahmen daher den Versuch, ihn aufzuhalten und zu bannen: sie dehnten das Lehnsrecht auf die Juden aus. Nicht mehr das allgemeine und öffentliche Recht galt für sie, sondern nur die kaiserliche Gnade duldete und schützte sie. Für diesen Schutz mußten sie eine Steuer bezahlen. Die tatsächliche Wirkung der Rechtsänderung war aber nur gering. Denn da die Juden das Recht zum Grunderwerb und zum Handel behielten, blieben ihr Geld und Wesen auf den wichtigsten wirtschaftlichen Gebieten herrschend. Weitere Versuche, ihren Einfluß zu brechen, ihr Betätigungsfeld zu beschränken, scheiterten an der staatlichen Ohnmacht der nun folgenden Zeit des Faustrechts. Erst als diese Zeit mit ihren Kriegen und Kreuzzügen, Feuer und Schwert, mit Raub und Wegelagerei vorüber war, als langsam wieder Ruhe, Friede und Ordnung eingekehrt waren, gelang eine schärfere Trennung.

Das Konzil von Wien (1267) beschloß, daß die Juden gehörnte Hüte, später, daß sie auch gelbe Ringe zu tragen hatten, um sich in ihrer Tracht von den Christen zu unterscheiden. Diese Beschlüsse wurden auch in Deutschland durchgeführt. Die Angriffe, die später von den Juden wegen

Germanenkitsch

Manche Reklamezeichner scheinen neuerdings mehr von den schlechten, als von den guten Eigenschaften alkoholischer Getränke Kenntnis zu haben. Denn was sie hier hervorgebracht haben, zeigt eindeutig, in welchem Zustande sie ihre Kunstwerke schufen. Für diese Künstler dürfte der Rat am Platze sein, sich vor der Arbeit nicht zu sehr um den anzupreisenden Stoff, dagegen etwas eingehender um ihre Darstellungen zu kümmern! Vielleicht kommen dann auch die Reklamefachleute dahinter, daß die Germanen anders aussahen und ihrer unvergänglichen Taten wegen höhere Achtung verdienen, als für billige und geistlose Reklame Modell zu stehen.

dieser Tracht gerade gegen Deutschland erhoben wurden, sind unbegründet, denn die Tracht war nicht von Deutschtand erfunden, sondern unter Papst Innozenz III. auf feierlichem Konzil beschlossen. Sie wurde auch nicht für Deutschland allein, sondern für alle Länder eingeführt. Auch andere jüdische Vorwürfe gegen Deutschland, die sich auf jene Zeit beziehen, werden schon allein dadurch widerlegt, daß die mittelalterlichen Juden vor allen anderen Ländern gerade Deutschland mit ihrer Anwesenheit bevorzugten, weil sie dort die größten Rechte hatten. Auch als zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Juden aus England, Frankreich und Spanien ausgewiesen wurden, zogen die meisten von ihnen nach Deutschland, wo sie ohne Einwanderungsquote aufgenommen wurden, obwohl sich hierdurch die schwere Konkurrenz, die der gerade aufblühenden deutschen Hansa aus den internationalen und überseeischen Handelsverbindungen der Juden schon entstanden war, noch erhöhte.

Als einzig leuchtendes Bild aus jenen Jahrhunderten des still und zäh wachsenden jüdischen Einflusses in der Welt steht in der deutschen Geschichte der Kampf der stolzgesinnten deutschen Innungen und Gilden. Sie hatten den Juden von vornherein die Aufnahme verschlossen. Auf ihre Reinhaltung deutschen Wesens und Geistes in Haus und Werkstatt ist in erster Linie der Ruhm der deutschen mittelalterlichen Kunst gegründet. Bewundernd stehen wir vor den gedanken- und herzenstiefen Schöpfungen der deutschen Meister des Mittelalters, ihren Kunstwerken, ihren Handarbeiten, ihren Städtebauten, ihren Rathäusern und Domen.

Georg Wilke †

Am 20. Oktober 1938 ist der Obergeneralarzt Dr. med. Georg Wilke nach langem und schwerem Leiden im Alter von beinahe 80 Jahren in Rochlitz gestorben. Mit ihm ist einer aus der alten Garde Kossinnas, Träger des Ehrenringes des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, dahingegangen, eine aufrechte, markante Persönlichkeit. Dr. Wilke, am 26. Januar 1859 in Rochlitz geboren, hat seine frühe, glückliche Jugend in seiner kleinen Geburtsstadt verlebt und dann die berühmte Fürstenschule Grimma besucht. Beiden Orten ist er zeit seines Lebens eng verbunden geblieben. Mit wahrhafter Liebe hat er an ihnen gehängt und nie vergessen, was sie ihm gegeben haben. So ist es denn gekommen, daß er nach dem schmachvollen Zusammenbruch 1918 wieder zurückkehrte in die Stille von Rochlitz und von hier aus regelmäßig wöchentlich einmal in sein geliebtes Grimma fuhr, in die Nähe seiner alten Schule, an deren Schicksal er bis zu seinem Tode sorgend und helfend Anteil nahm.

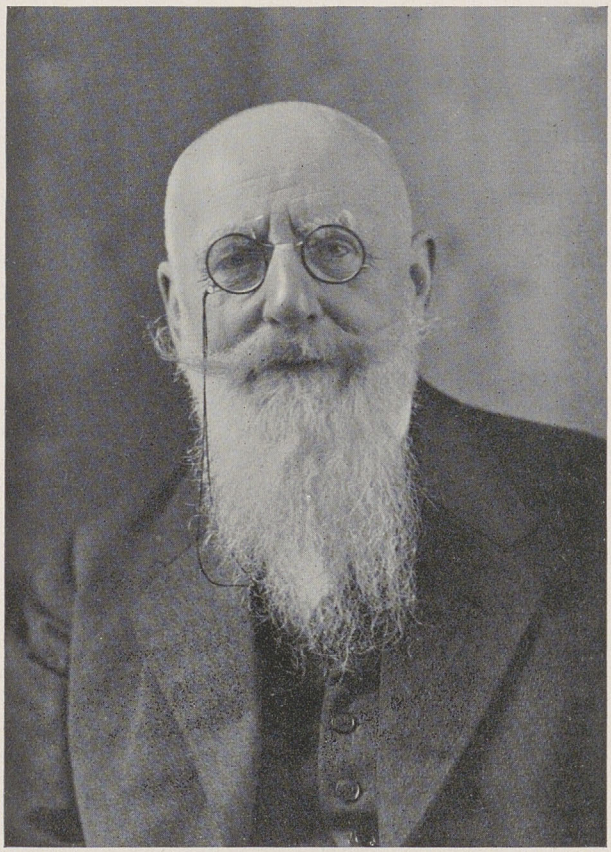
In Leipzig studierte er Medizin bei dem von ihm hochverehrten Thiersch, der ihn zu seinem Assistenten machte. Dann trat er in den Heeresdienst über. Er war darin nach mannigfachem Wechsel der Garnisonen bis zum höchsten Rang, dem des Obergeneralarztes, emporgestiegen, als er im Stabe des 19. AK. als Korpsarzt im August 1914 mit an die Westfront rückte. Gern und viel hat er von seinen Kriegserlebnissen erzählt. Aber am stolzesten war er darauf, daß er in der Marneschlacht mit äußerstem Einsatz seiner Person den Rücktransport fast aller Schwerverwundeten des 19. AK. erreichen und daß er später die Besserung der hygienischen Verhältnisse in den Schützengräben so energisch und erfolgreich betreiben konnte. Und stolz war er, wenn er berichtete, unter ihm sei kein Jude Sanitätsoffizier geworden.

Der Zusammenbruch von 1918 hat ihn tief niedergedrückt. Er hat in schwerer und gefährlicher Zeit tapfer in Wort und Schrift immer wieder versucht, das deutsche Volk zur Selbstbesinnung, zur Besinnung auf seine Ahnen, zur Abwehr der internationalen und artfremden Einflüsse zu bringen.

Es war ein militärischer Anlaß, der ihn zum Vorgeschichtler und Volkskundler werden ließ. Er wurde als Stabsarzt, der des Russischen mächtig war, zu einer internationalen militärischen Kommission kommandiert, die in Moskau zum Studium der sanitären Verhältnisse der Heere zusammentrat. Die Kommission arbeitete naturgemäß ergebnislos, aber Dr. Wilke trug reichen Gewinn mit fort, und er wurde auf sein eigentliches Gebiet verwiesen. Er hatte in Rußland und auf einer anschließenden Reise nach Persien Gelegenheit, fremdes Volkstum kennenzulernen. Er beobachtete mit scharfen Augen, und so entstanden die ersten volkskundlichen Arbeiten. Seine Kenntnisse erweiterte er durch regelmäßige Reisen nach Frankreich, Spanien, Italien, Nordafrika, den Balkanländern und England, und er fand — unterstützt durch seine großen Sprachkenntnisse — von der Volks- und Völkerkunde den Anschluß und Weg rückwärts zur Vorgeschichte. Diese Verbindung der Vorgeschichte mit der Volkskunde ist zeit seines Lebens für ihn maßgebend gewesen. Immer und immer wieder hat er versucht, vorgeschichtliche Befunde durch gegenwärtig noch lebendiges Brauchtum zu erklären. Und als er in

der Staatlichen Oberschule Rochlitz seine vielbeachteten vorgeschichtlichen Ausstellungen veranstaltete, da gehörte dazu immer auch eine Abteilung über Volksbrauch und -sitte, insofern sie zur Deutung der ausgestellten vorgeschichtlichen Gegenstände dienen konnte.

Früh hat Wilke begonnen, zu sammeln, Vorgeschichtliches und Volkskundliches. Besonders wertvoll sind die Fundstücke aus dem Vezeretal, wo er mit Hauser zusammen ausgegraben hat. Wichtige Funde brachte er aus Ungarn und den Balkanländern mit. Und wenn seine Sammlung auch Stücke von Mykenä, Tiryns und Delphi enthält, die er besonders liebte, so erkennt man den alten, an der Antike geschulten Fürstenschüler wieder. Einzigartig ist seine Sammlung zur Volksmedizin, die in den Besitz des Völkerkundemuseums Leipzig übergegangen ist. Während seiner Tätigkeit als Oberstabsarzt in Grimma hat er dort ein mustergültiges Heimatmuseum geschaffen. Und nicht vergessen sei sein Anteil am Aufbau des Museums in Halle.



Sein deutsches Herz führte ihn zu Gustaf Kossinna. Wie dieser, so faßte auch Wilke die Vorgeschichte als „hervorragend nationale Wissenschaft" auf. Er spricht es selbst in einem schönen Brief an Kossinna aus: „Wenn ich unserer schönen Wissenschaft einen guten Teil meiner Schaffenskraft gewidmet habe, so hat mich dabei nicht zum geringsten der Gedanke geleitet, dem Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, in Ihrem unvergänglichen Buche ‚Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft' in so eindringlicher Weise Ausdruck gegeben haben, der Gedanke, durch Förderung unserer Wissenschaft zugleich den vaterländischen Sinn zu fördern. Fast möchte es scheinen, als ob gegenwärtig unserm deutschen Volke dieser Sinn völlig abhanden gekommen wäre. Irregeleitet und in ihren Tiefen aufgewühlt durch vaterlandslose, ungermanische Elemente, haben sich breite Massen unseres Volkes einem widrigen und niedrigen Egoismus hingegeben, dem alle idealen Bestrebungen völlig fremd sind und der das Bewußtsein von dem Werte unseres Volkes und der ihm von der Vorsehung und Geschichte gestellten hohen Aufgaben, in die Menschheit deutschen Geist und deutsche Kultur hineinzutragen, verdunkelt hat. Gerade in dieser Zeit tiefster Selbsterniedrigung erscheint unsere herrliche Wissenschaft ganz besonders mit berufen, unser unglückliches Volk wieder zu sich selbst zurückzuführen und ihm an seiner ältesten Vergangenheit die hohe Mission zu zeigen, zu der es von der Vorsehung bestimmt worden ist" (1919).

Mit Kossinna gehörte Wilke zu den Gründern und Vorstandsmitgliedern der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Das Arbeitsgebiet Wilkes — ausgebreitet in zahlreichen Veröffentlichungen des Mannus, in Artikeln von Eberts Reallexikon und in vielen Einzelschriften — ist weit. Zum wichtigsten gehören seine Arbeiten über die Sitze und Wanderungen der Indogermanen. Er ist es gewesen, der die Träger der Lausitzer Kultur auf Grund sprachlicher Forschungen mit den Illyrern identifiziert hat. Mehrfach hat er die Bestattungsbräuche zum Gegenstand seiner Forschung gemacht. Auch das geistige Leben und die Religion der Vorzeit hat er aufgehellt. Seine letzte große Arbeit ist 1936 im Reichsbund-Verlag Curt Kabitzsch in Leipzig erschienen. Es ist eine Schrift, die wohl nur er schreiben konnte, eine Arbeit, in der sein Wissen als Vorgeschichtler, Volkskundler, Mediziner und vor allem auch als ein in den Schriften der Antike wohlbewanderter Mann zusammengefaßt ist, „Die Heilkunde in der europäischen Vorzeit", eine gewaltige Materialsammlung und Deutung. Sie ist geschrieben bereits mit dem Ahnen des nahen Todes. Es lag ihm viel daran, diese Arbeit noch unter Dach und Fach zu bringen, daher eilte er, sobald die Drucklegung gesichert war, und nahm gern die Unterstützung von Freunden für die saubere Herausgabe an, daher war er allen denen, die die Drucklegung ermöglichten, so dankbar.

Das nächste und letzte Anliegen war dann für ihn, seine Sammlungen für die Öffentlichkeit zu ordnen. Aber mitten in dieser Arbeit kam seine schwere Krankheit. Zwar wollte er die Vollendung dieses Werkes mit der Stärke des Willens, die wir an ihm immer bewunderten, zwingen. Es gelang nicht. So ist denn die jetzt der Stadt Rochlitz gehörige Sammlung ein Torso geblieben.

Ungedruckt ist die große Zahl seiner genau geführten Fundkarten und Fundberichte, die meist mit sorgfältigen Zeichnungen versehen sind. Sie wird im Völkerkundemuseum Leipzig aufbewahrt und kann die verläßliche Grundlage für umfangreiche weitere Forschung bilden. Es ist zu wünschen, daß sie nicht unbenutzt liegen bleibt.

Als Mensch wird Wilke allen unvergessen sein, die mit ihm zusammengekommen sind. Das nimmermüde Schaffen, die Weite seines Geistes, das nie erlahmende Bestreben, mit offener Seele alle neuen Erkenntnisse in sich aufzunehmen, das hat jeden in Erstaunen gesetzt und in seinen Bann gezogen. Und dazu: seine vornehme, ritterliche, gütige Art! Es kam aus diesem ritterlichen, gütigen Herzen, wenn er, selbst hilflos auf dem Krankenbett liegend, es für notwendig hielt, sich zu entschuldigen, weil er dem Besucher keinen Stuhl anbieten konnte.

Leider hat er keine Lebenserinnerungen aufgezeichnet, obgleich er oft darum gebeten worden ist. Sie wären ein Dokument der gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, militärischen und politischen Zustände des ausgehenden 19. Jahrhunderts geworden, darüber hinaus ein ergötzlicher Lesestoff. Denn Wilke war der geborene Erzähler. Und er pflegte diese Erzählkunst. Es wird immer unvergessen sein, mit welch genießerischem Behagen, mit welch homerischer Breite er in guten Stunden seine Erlebnisse darbot.

Der ehrwürdige Alte, der Mann mit dem aufrechten Gang, der immer noch den ehemaligen Offizier verriet, der Mann mit dem langen weißen Bart, den blauen, hellen Augen, der scharf geformten Nase und der prachtvollen Stirn — der „Obergeneralarzt" wird nicht nur in seiner Heimatstadt, er wird im ganzen Kreise der deutschen Vorgeschichtler vermißt werden. Der Heimgang Wilkes hat in Wahrheit eine Lücke gerissen. Freilich, was er an der Seite Gustaf Kossinnas erstrebte, ist im nationalsozialistischen Reiche Gemeingut des deutschen Volkes geworden, ist eingegangen in die lebendige Gegenwart.

Dr. A. Kittler, Rochlitz

Zeitschriftenschau

Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie, Kopenhagen 1938. — Aus dem 1. Halbband sei besonders auf die Untersuchung des Jels-Fundes, eines jütischen Männergrabes aus der älteren Urgermanenzeit, von H. C. Broholm hingewiesen, sowie auf die neuen Fundnachrichten aus der gleichen Zeit unter den kleinen Mitteilungen.

Altpreußen, Vierteljahrsschrift für Vorgeschichte und Volkskunde, Königsberg, 3. Jahrg. 1938. — Aus dem 2. Heft (Juli) dürften die Grundzüge der ostpreußischen Vor- und Frühgeschichte, eine Abhandlung die sich aus kleinen Einzelbeiträgen hauptsächlich über die baltisch-germanische Frage zusammensetzt, auf reges Interesse stoßen. — Anschließend gibt O. Kleemann einen kurzen Überblick über die Grundlagen der vorgeschichtlichen Denkmalpflege. — Aus dem reichhaltigen 3. Heft (Oktober) seien herausgegriffen: O. Bohnsack, Die Germanen im Kreise Neidenburg, eine Darstellung unter Zugrundelegen der neuesten Funde. — H. Groß, Überblick über die Klimaentwicklung Ostpreußens seit der Eiszeit, — sowie die ältesten Steinzeitfunde Altpreußens.

Altschlesische Blätter, Nachrichtenblatt für Schlesische Vor- und Frühgeschichte, Breslau, 13. Jahrg. — In Heft 5 berichtet G. Raschke über die ständige Ausstellung in Ratibor: „Vorgeschichte der Heimat" und an anderer Stelle über zwei umfangreiche Siedlungsgrabungen bei Oppeln und Turawa aus der Germanenzeit. — An sonstigen Veröffentlichungen seien noch hervorgehoben: W. Kudlich, Drei schlesische Kupferflachbeile und F. Hufnagel, Ein früheisenzeitliches Grab mit Nachbestattungen. — Das Schlußheft Nr. 6 enthält Beiträge u. a. von K. Langenheim über die Ausgrabung eines wandalischen Gehöftes in Wendelborn Kr. Trebnitz. — B. Paschky, Die Feste Waldenburg, eine Untersuchung zur Klärung hinsichtlich der Lage dieser Burg.

Antiquity, a Quarterly Review of Archaeology. — Aus Heft 3, September 1938, erscheinen besonders wichtig die Abhandlungen von G. E. Daniel über die nordeuropäischen Großsteingräber und J. Kostrzewski über Biskupin, eine früheisenzeitliche Siedlung in Westpolen. — In Heft 4, Dezember 1938, befaßt sich J. W. Brailsford mit den bronzezeitlichen Steinmalen von Dartmoor in Südengland, die enge Beziehungen zu den berühmten von Carnac aufweisen.

Das Bild, Monatsschrift für deutsches Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart, Karlsruhe 1938. — Im Rahmen des Sonderheftes (November) „Sudetendeutsche Kunst" finden wir u. a. auch Beiträge von P. Paulsen, Der Sudetengau, alter germanischer Kulturboden, und O. Schürer, Denkmäler romanischer und gotischer Kunst in den Sudeten- und Karpathenländern.

Der Diplom-Landwirt, Zeitschrift des Reichsbundes Deutscher Diplomlandwirte, Berlin 1938. Das August-Heft enthält einen schönen Beitrag von W. Peßler, Bauernhaus, Gehöft und Dorf Niedersachsens in ihren gegenseitigen Beziehungen. — Im September-Heft setzt Dr. Orphal seine volkskundlich wichtige Aufsatzreihe: „Alte Bauernregeln im Jahreslauf" fort, die dann im November-Heft zum Abschluß kommt.

Der Norden, Monatsschrift der Nordischen Gesellschaft, Berlin 1938. — An wichtigen Beiträgen seien aus dem August-Heft genannt: E. Rump, Aus der Werkstatt eines Goldschmiedes und Metallbildhauers, ein Bericht, der sich ganz auf eigenes praktisches Schaffen gründet. — Ferner W. Heinitz, Musik des Nordens. — In der Oktoberausgabe schreibt O. Behse über Rurik, die großen Tage der Waräger im osteuropäischen Raum.

Der Schulungsbrief, Das zentrale Monatsblatt der NSDAP. und DAF. Berlin, 5. Jahrg. 1938. — Das Oktober-Heft steht unter dem Obertitel: „Um Blut und Boden" und enthält einen wichtigen Beitrag u. a. von G. Pacyna, Vom Odalrecht zum Reichserbhofgesetz. — Im Dezember-Heft verdient der Aufsatz von R. Ströbel, Germanische Leibesübungen durch 4 Jahrtausende, besondere Beachtung.

Der Trommler, NS.-Zeitschrift in Argentinien, Buenos Aires 1938. — Das Juli-Heft Nr. 141 enthält einen kurzen Beitrag über: Germanisches Böhmen und Mähren. — Im Oktober-Heft Nr. 146 wird auf die Bedeutung des Erntedanktages als eines echt germanischen Festes eingegangen. — Kennzeichnend für germanisches Wesen ist ferner die Arbeit von M. A. Reuß zur Lippe, Die Sippe als Hüterin der Blutsreinheit.

Der Vaderen Erfdeel, Strijdblad van de Werkgemeenschap voor Volkskunde 1938. — Aus dem Juli-Heft sei aufmerksam gemacht auf: Der Lebensbaum als Schaffens-Sinnbild und die Wolfsangel, zwei der eindrucksvollsten Sinnzeichen aus ferner Vergangenheit. — Dem Thema Lebensbaum gilt ferner ein kurzer Beitrag im August-Heft. — Im September-Heft wird über: Friesland-Ingwäonenland berichtet und sein altes Brauchtum. — Das Dezember-Heft enthält eine aufschlußreiche Zusammenstellung volkseigener niederländischer Namen.

Deutsche Monatshefte in Polen, Zeitschrift für Geschichte und Gegenwart des Deutschtums in Polen, Posen und Leipzig 1938. — Heft 5/6 bringt eine Abhandlung von K. Langenheim über die nachhaltigen Einwirkungen der Franken und Wikinger im Ostraum.

Die Kunde, Gemeinsames Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands und der Arbeitsgemeinschaft für die Volkskunde Niedersachsens, Hannover 1938. — Heft 7 (Juli) füllt der Beitrag von M. V. Rudolph über die baugeschichtlichen Ergebnisse der Werla-Ausgrabung. — In Heft 8 (August) weist J. Erdniß, Brandgrubengräber von Möllenbeck Kr. Grafschaft Schaumburg, das Fortleben cheruskischer Kultur auch nach dem Ende ihrer politischen Selbständigkeit nach. — Aus Heft 11 (November) seien genannt: S. Moll, Das Holstenhaus in Ostholstein, Teilergebnisse aus einer größeren Untersuchung über: Das Bauernhaus in Ostholstein. — Volkskundlich aufschlußreich sind auch G. Beermann, Lebensbäume auf der Diele und P. Wellmann, Vom Besprechen.

Die Mark, Zeitschrift für kurmärkische Heimatpflege und Wandern, Berlin 1938. — Im August-Heft weist F. Havenstein, Der Mauskower Burgwall, auf die Bedeutung dieser slawischen Befestigungsanlage hin. — Das Dezember-Heft bringt einen grundsätzlichen Beitrag zu der Frage: Kultur und Erbgemeinschaft von F. Solger.

Folk=Liv, Zeitschrift für europäische Volkskunde, Stockholm 1938. — Heft 3 enthält eine auch für Vorgeschichtsfreunde aufschlußreiche Arbeit von H. Vreim, Houses with Gables looking on the Valley, in der namentlich auf Einflüsse des Geländes bei Errichtung von Bauten hingewiesen wird. — In Heft 5 behandelt A. Campbell, Notes on the Irish House, 2. Teil, ein ähnliches Gebiet, Bauformen auf Irland betreffend. — Beachtung verdient auch der vorangegangene Beitrag von S. Erixon, West European Connections in Culture Relations.

Fornvännen, Meddelanden från K. Vitterhets, Historie och Antikvitets Akademien, Heft 3/1938. — T. J. Arne, Domarringen äro gravar, vertritt die Auffassung, daß die unter der Bezeichnung Richterkreise bekannten Steinsetzungen aus der Zeit von etwa 400—800 Grabanlagen seien. — Heft 4, H. Jungner behandelt eingehend den im Vorjahre entdeckten, reich mit Bildornamenten und Runeninschrift versehenen Sparlösastein, der dem 8. Jahrhundert zuzurechnen ist.

Forschungen und Fortschritte, Nachrichtenblat der Deutschen Wissenschaft und Technik, 14. Jahrg. 1938, September Nr. 26/27. — H. Otto, Die Benutzung der mitteldeutschen Erze in der frühen Metallzeit, faßt kurz die Ergebnisse der lagerstättenkundlichen und analytischen Untersuchungen für die Bodenständigkeit der Metallbearbeitung in Mitteldeutschland zusammen. — In der Oktobernummer 28 nimmt H. Kühn Stellung zu dem Problem der Chronologie in der Vorgeschichte, dieser Zentralfrage der vorgeschichtlichen Forschung. — In der Novembernummer 32 ergreift W. Baetke das Wort zu der umstrittenen Frage: Religion und Politik in der Germanenbekehrung.

Germanien, Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens, Berlin 1938. — Das Juli-Heft enthält u. a. einen volkskundlich aufschlußreichen Beitrag von A. Pfaff, Vom heidnischen Symbol zum Heiligen-Attribut. Fortsetzung und Schluß folgen im August-Heft. — Hier wären ferner zu nennen: E. Schaffran, Denkmäler langobardischer Kunst in Rom und W. Anderson, Die schwedischen Steinkreuze. Abgeschlossen wird der letztgenannte Beitrag im September-Heft. — Weiter seien hier herausgegriffen: E. Schaffran, Ein unbekannter ostgermanischer Schatzfund, aus dem siedlungsgeschichtlich so wichtigen Südostraum, und der erste Vorbericht der SS-Ausgrabung am Krimhildenstuhl (Brunholdisstuhl) bei Bad Dürkheim. — Das November-Heft ist mit Aufsätzen zum sudetendeutschen Volkstum angefüllt. Vorgeschichtlich interessiert besonders L. Franz, Germanen und Slawen in den Sudetenländern. — Aus dem Dezember-Heft soll wiederum auf zwei volkskundliche Arbeiten hingewiesen werden: F. Mössinger, Die Dorflinde als Weltenbaum und G. Trathnigg, Das germanische Haaropfer und sein Fortleben.

Mannus, Zeitschrift für Deutsche Vorgeschichte, 30. Jahrg., Leipzig 1938. — Heft 3 enthält fachwissenschaftliche Beiträge von: K. Schirwitz, Zur Steinzeit des Harzvorlandes an Hand von Fundmaterial aus Siedlungsplätzen und Grabanlagen. — W. Nowothnig, Zur Frage der Hammerkopfnadeln. Er tritt, anknüpfend an seinen Vortrag auf der 1. Reichstagung für Deutsche Vorgeschichte in Halle, für deren Herkunft aus Ostpreußen ein. — A. E. van Giffen, Das Kreisgrab-Urnenfeld bei Bledder, Prov. Drente, schließt, ebenfalls auf einem Vortrag im Rahmen des Reichsbundes in Berlin fußend, einen Bericht über die Neuergebnisse seiner Grabungen an. — R. Stampfuß, Germanische Brandgräber der Latènezeit am Niederrhein, bereichert das Bild der dortigen germanischen Kultur. — H. Breeg liefert eine Abhandlung: Gräber der Hallstattzeit auf der Schwäbischen Alb.

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, LXVIII. Bd. 1938. — Aus Heft III—IV sei verwiesen auf J. Caspart, Römerzeitliche Grabhügel im nördlichen Wienerwald mit einem Beitrag von Elise Hofmann.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, Leipzig, 13. Jahrg. 1938. — Aus Heft 3 dürfte von allgemeinerem Interesse sein: E. Lehmann, Zur volkskundlichen Stammes- und Volkscharakteristik.

Mitteldeutsche Volkheit, Hefte für Vorgeschichte, Rassenkunde und Volkskunde, 5. Jahrg. 1938. — In Heft 4 zeigt P. Grimm die Möglichkeiten der Unterbauung siedlungsgeographischer Fragen durch vorgeschichtliche Methoden an einer Reihe von Beispielen auf. — In Heft 5 würdigt F. K. Bicker, Mitteldeutschland als ein selbständiges Ursprungsland der Kupfer- und Bronzeindustrie, eingehend den 1. Band des neuherausgekommenen Werkes der Mannus-Bücherei von W. Witter, Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis.

Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, 14. Jahrg., Leipzig 1938. — Heft 7 bringt einen Nachruf von O. Kunkel für den heimgegangenen Vorgeschichtsforscher Wilhelm Petzsch. — Daran schließt sich ein zusammenfassender Bericht desselben Verfassers über die Neufunde aus Pommern. — Ferner wäre zu nennen: H. A. Schultz, Das erste vollständig erhaltene Steinplattengrab in der preußischen Oberlausitz. — Heft 8/9 bringt den Jahresbericht 1937 des Staatlichen Vertrauensmannes für die Regierungsbezirke Aachen, Düsseldorf, Koblenz und Köln (außer Stadtgebiet Köln) von R. v. Uslar mit verschiedenen Einzelbeiträgen. — Es folgen ein Überblick über die Vor- und Frühgeschichtsforschung im Trierer Bezirk, gleichfalls ein Sammelbeitrag verschiedener Verfasser und abschließend eine kurze Übersicht über die Tätigkeit des Wallraf-Richartz-Museums in Köln 1937 von Reusch.

NS-Monatshefte, Zentrale, politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP., München 1938. — In Nr. 101 (August) finden wir noch vor der Befreiung des Sudetenlandes einen guten Beitrag von E. Gierach, Germanen in den Sudetenländern, zugleich Rückschau und Verpflichtung. — Derselbe Verfasser stellt in Heft 103 (Oktober) eine Anzahl der wichtigsten germanischen Lehnwörter im Tschechischen zusammen, die den befruchtenden germanischen Kultureinfluß veranschaulichen.

Nordische Stimmen, Zeitschrift für nordisches Wesen und Gewissen, Leipzig 1938. — Aus dem reichhaltigen August-Heft seien hier herausgegriffen: H. Seemann, Die Musik der Germanen, Ruth Köhler-Irrgang, Vom Friedensgedanken der Saga und E. Weber, Vom Nachruhm bei den Griechen und Germanen, die alle charakteristische Züge nordischen Wesens erkennen lassen. — Das September-Heft bringt u. a. eine gute Abhandlung über germanische Jugenderziehung von H. J. Reimann, Fortsetzung und Schluß folgen im Oktober-Heft. — Hier wäre noch besonders auf B. Kummer hinzuweisen, König Sverrir, ein Kämpfer für Führertum und Volksfreiheit im Norden, eine Einzeldarstellung aus der reichen nordgermanischen Welt.

Odal, Monatsschrift für Blut und Boden, Goslar 1938. — Im September-Heft finden wir einen volkskundlich wichtigen Aufsatz von Gertrud Pesendorfer, Germanisches Sinnbildgut im alpenländischen Bauerntum.

Rasse, Monatsschrift der Nordischen Bewegung, Leipzig und Berlin 1938. — Aus Heft 10 (Oktober) dürfte der Beitrag von W. Kraiker, Die Einwanderung der Nordstämme nach Griechenland von besonderem Interesse sein. — In Heft 11 gibt H. Strobel, Zur Erforschung des germanischen Erbgutes im deutschen Volksbrauch, einen Einblick in die vielseitigen Ansatzmöglichkeiten der Brauchtumsforschung und ihre Verflechtung mit den Nachbarwissenschaften.

Vergangenheit und Gegenwart, Monatsschrift für Geschichtsunterricht und politische Erziehung, Leipzig und Berlin 1938. — Aus diesem Österreich-Heft (Juli-August) sei besonders auf den Überblick von G. Trathnigg, Deutsch-österreichs Vor- und Frühgeschichte verwiesen.

Volk und Rasse, Illustrierte Monatsschrift für Deutsches Volkstum, München 1938. — Das Juli-Heft steht ganz im Zeichen der Frage nach Rassenentstehung und Erbbiologie, zu der u. a. F. Keiter, G. Heberer, E. Fischer und O. Reche wichtige Beiträge beisteuern. — Aus dem Dezember-Heft wäre hervorzuheben: F. K. Bicker, Wichtige Neufunde in Mitteldeutschland zur Frage nach der Herkunft der nordischen Rasse, die weitere Hinweise auf die mitteldeutsche Urheimat bieten.

Volk und Reich, Politische Monatshefte, 14. Jahrg. 1938. — Heft 7 (Juli) behandelt die Deutsche Nordmark und enthält u. a. einen gedrängten Überblick von O. Scheel über: Herrschafts- und Volkskräfte in der Geschichte Schleswig-Holsteins.

Zeitschrift für Rassenkunde, und die gesamte Forschung am Menschen, Stuttgart 1938. — Aus dem 1. Heft (Juli) ist besonders die Arbeit von H. Hochholzer zu nennen: Zur vor- und frühgeschichtlichen Rassen- und Kulturgeographie der Italiker und Illyrer. Deren wechselvolle Schicksale sind gleichfalls ein Ausschnitt aus dem gewaltigen Rassenkampf zwischen Nord und Süd, zwischen Indogermanen und Pelasgern.

Nachrichten

Ehrenschutz der HJ. Gebiet Nordsee in Führung

Im Rahmen der 2. Gaukulturwoche Weser-Ems übernahm das Gebiet Nordsee der HJ. des Gaues in einer Feierstunde den Ehrenschutz über die in seinem Dienstbereich liegenden vorgeschichtlichen Denkmale, im besonderen die Großsteingräber. Obergebietsführer Hogrefe nahm diesen Auftrag in einem Festakt am Visbecker Bräutigam vom Gauleiter-Stellvertreter Joël entgegen.

Bekanntlich hat Gebietsführer Brenecke im Auftrage des Reichsjugendführers auf der 5. Reichstagung für Deutsche Vorgeschichte in Hannover verkündet, daß die HJ. den Ehrenschutz der vorgeschichtlichen Bodendenkmäler Deutschlands übernehmen wird. Das Gebiet Nordsee hat sich daraufhin mit besonderem Eifer der sofortigen Inangriffnahme der praktischen Durchführungsmaßnahme unterzogen, und mit den Landesdenkmalpflegern der Provinz Hannover sowie des Staates Oldenburg Vereinbarungen getroffen. Bis zum Ablauf des kommenden Jahres, so führte Obergebietsführer Hogrefe in einer Erklärung an die NS.-Presse aus, soll der Schutz der Großsteingräber voll organisiert sein. In Zusammenarbeit mit den Denkmalpflegern und den Forstbehörden werden die HJ.-Einheiten planmäßig an alle notwendigen Instandsetzungsarbeiten gehen. Jede HJ.-Einheit, der ein solches Grab zur Betreuung übergeben wird, ist von diesem Augenblick ab für seine würdige Instandhaltung verantwortlich. Außerdem sollen die vorgeschichtlichen Stätten zum Mittelpunkt von Feierstunden der HJ. und anderer Gliederungen der Bewegung werden.

Gauarbeitsgemeinschaften für Vorgeschichte tagen

Im Dezember 1938 hielten verschiedene Gauarbeitsgemeinschaften der NSDAP. für Vorgeschichte Arbeitstagungen ab. Unter Leitung von Gauschulungsleiter Weibezahn tagte am 10. und 11. Dezember auf der Gauschulungsburg Walkemühle die Arbeitsgemeinschaft im Gau Kurhessen, zu der die Kreisbeauftragten der NSDAP. für Vorgeschichte, die Beauftragten der Gliederungen und angeschlossenen Verbände, die Kreisfachbearbeiter des NSLB. und die Staatlichen Kreisdenkmalpfleger zu einer gemeinsamen Tagung zusammengekommen waren. „Gerade die Vorgeschichte" so führte der Gauschulungsleiter in seiner richtunggebenden Einleitungsansprache aus, „ist und bleibt ein Kampffeld, auf dem Entscheidungen in größtem Ausmaße ausgetragen werden; da muß sich die ernste wissenschaftlich begründete Haltung des Forschers verbinden mit der Leidenschaft des politischen Aktivisten. Wenn die Gegenstände, die unsere Heimaterde birgt, nicht zum Volk sprechen, bleibt die Vorgeschichte eine tote Sache. Nicht um die Befriedigung persönlichen Ehrgeizes geht es hier, sondern um eine unmittelbar politisch-völkische Angelegenheit." Die Tagung brachte Berichte des Gausachbearbeiters im NSLB., Dr. Manns, des Beauftragten im Kreis Ziegenhain, Pg. Luttrop und einen Vortrag von

Pg. Herdmenger über die Bandkeramik in Hessen. Den Hauptvortrag hielt Prof. Stampfuß-Dortmund über das Thema: „Der Kampf um den Rhein zwischen Germanien und Rom."

Zum Jahresabschluß fand in Hilden eine Arbeitstagung der Gauarbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte im Gau Düsseldorf statt. Der Gaubeauftragte für Vorgeschichte Pg. Dinstuhl leitete die Tagung, auf der Pg. Dr. Hülle vom Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP. einen Lichtbildervortrag über die Erzgewinnung in Mitteleuropa hielt.

Mitte Dezember tagte schließlich in Hohenlychen die Arbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte der NSDAP. im Gau Kurmark, die von Gauschulungsleiter Pg. Richter eröffnet wurde. Auch hier sprach einleitend Pg. Dr. Werner Hülle über die weltanschaulichen Aufgaben der deutschen Vorgeschichtsforschung und über die „Nordische Kultur der Steinzeit". Über die Urgermanen und ihre Nachbarvölker, besonders die Nordillyrer, berichtete Dr. W. Bohm-Berlin, während Dr. Behm-Berlin die Sweben in ihrem Heimatgebiet auf dem Boden der Kurmark behandelte. Die geschichtlichen und vorgeschichtlichen Grundlagen der Slawenfrage und die kulturellen Leistungen der Wikinger fanden in zwei Vorträgen von Dozent Dr. W. Frenzel-Frankfurt a. O. ihre Darstellung.

Alle drei Tagungen waren lebendige Beweise für die erfolgreich aufgenommene Arbeit der NSDAP. und ihrer zuständigen Dienststellen, die Ergebnisse der deutschen Vorgeschichte allen Parteigenossen und dem ganzen deutschen Volke nahezubringen.

50 Jahre Anthropologische Gesellschaft in Görlitz

Zu Ende des vergangenen Jahres konnte die Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Volkskunde zu Görlitz auf ihr 50jähriges Bestehen zurückblicken. Im Rathaus fand eine festliche Sitzung statt, in der der Leiter des Landesamtes und Direktor des Kaisertrutz-Museums, Dr. Schultz, die Arbeiten und Erfolge der Gesellschaft würdigte. Vor allem erinnerte er an die unvergeßliche Arbeit Prof. Feyerabends, der bereits vor dem Kriege die Gesellschaft auf einen stattlichen Mitgliederstand gebracht hatte. Ferner gedachte der Redner der verdienstvollen Arbeit seines Vorgängers Dr. Gandert, der jetzt Direktor am Märkischen Museum zu Berlin ist. Schließlich wäre in diesem Zusammenhange auch der verstorbene Forscher Prof. Wolfgang Schultz zu nennen, der im Rahmen der Gesellschaft besonders die Zusammenarbeit zwischen Vorgeschichte und Volkskunde gepflegt hat. Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Jahn-Breslau über „Die Haupttriebkräfte ostgermanischer Wanderungs- und Besiedlungsgeschichte". Er stellte den großen Erfolgen, die die nordisch-germanischen Völker seit der Jüngeren Steinzeit mit ihrer Siedlungspolitik im gesamten europäischen Ostraum gehabt haben, die im 4. und 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und vorher schon um die Wende der Zeitrechnung erstmals einsetzenden Wanderzüge von Ost nach West entgegen, die den schicksalhaften Untergang aller ostgermanischen Völker zur Folge hatten.

Germanenfunde beiderseits des Böhmerwaldes

Zu den wichtigsten Kapiteln der europäischen Vorgeschichte gehört zweifellos die Germanisierung Böhmens und Mährens. Nur die Erforschung der Bodenfunde vermag über die einzelnen Fragen Auskunft zu geben, vor allem auch darüber, wann und warum die Markomannen die reichen böhmischen Gefilde verließen, um als Bajovaren in Bayern zu siedeln. Aufschlußreich für diese Forschungen ist die Ausgrabung eines großen frühbajovarischen Gräberfeldes bei Aubing in Oberbayern, wo 300 Gräber freigelegt wurden. Es handelt sich um Bestattungen in Brettersärgen aus der Zeit von der Mitte des 6. bis zum späten 7. Jahrhundert, also aus der letzten „heidnischen" Zeit dieses deutschen Stammes. Das zeigt sich auch in der Art der Beigaben, die überaus reich sind und

Werde Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte!

Er kämpft für die Erforschung und Erneuerung des Erbes unserer Ahnen.

Tongefäßscherben, Reste von Kämmen, ostgotische Goldmünzprägungen, silberne Löffel, Eisenäxte, Fibeln und Schmuck enthielten. Auch eine Gürtelschnalle aus Glas wurde gefunden. Langobardischen Einfluß verrät der goldene Abschluß einer Messerschneide und eine wundervolle silberne Rundfibel.

Denn in das von den Markomannen freigegebene Sudetenland und die innerböhmischen Gebiete waren inzwischen für $^1/_2$ Jahrhundert die Langobarden eingewandert. Auf jene Zeit weist der Fund eines reichen Grabes von Michelob bei Saaz hin, das in diesen Wochen freigelegt wurde und u. a. zwei vergoldete Fibeln von $8^1/_2$ cm Länge mit rechteckigen Kopfplatten enthielt. Als weitere Beigaben sind ein silberner Sieblöffel und eine römische Goldmünze zu nennen, die den Kopf Kaiser Konstantins III. (407—411) trägt.

Vorträge im Reichsbund für deutsche Vorgeschichte Gruppe Berlin

Als zweite Veranstaltung der Vortragsreihe „Das Handwerk in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" sprach Reichsamtsleiter Prof. Reinerth über „Der Zimmermann und Holzschnitzer" statt. Prof. Reinerth entwickelte die Ursprünge der germanischen Holzbaukunst und die großen Leistungen des Holzschnitzers in der Behandlung des arteigensten germanischen Werkstoffes Holz aus der schicksalhaften Verbundenheit des nordischen Menschen mit dem Walde. Der Wald, der seit dem Ende der Mittleren Steinzeit sich geschlossen in Mitteleuropa ausbreitete, lieferte dem Zimmermann das Großholz und dem Holzschnitzer die mannigfaltigen Arten von Werkstücken. Prof. Reinerth schloß mit dem Satze: „Wenn einem Gewerbe der Vorzeit der Ehrenname eines nordischen Handwerks zukommt, so gebührt dieses der Zimmermannskunst". Als Werk der Zimmermannskunst wirkten am überzeugendsten und großartigsten die stattlichen Bauernhäuser der nordischen Jungsteinzeit, deren schönstes im Freilichtmuseum des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte auf der Mettnau wiedererstanden ist und in denen wir die schöpferische Grundlage der europäischen Wohnkultur zu erblicken haben.

Gauring Oldenburg

Auf Einladung der oldenburgischen Arbeitsgemeinschaft im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte sprach Mus.-Leiter Dr. Wegewitz-Harburg über „Die Langobarden im Niederelbegebiet". Der Forscher, der in seinen wissenschaftlichen Arbeiten sich besonders um die Erschließung dieses germanischen Stammes verdient gemacht hat, konnte aus der Fülle eigener Grabungsergebnisse unter Einbeziehung der Ortsnamenkunde ein anschauliches Bild von der Verbreitung und kulturellen Eigenart der Langobarden in ihrem Heimatland entwickeln. Insbesondere ging er auf den neuesten Fundort in Tostedt bei Harburg ein, wo 30 Hügelgräber

gefunden wurden. Bezeichnend für diesen Fundort ist, daß hier nicht wie in den anderen Gräberfeldern auch Waffen, sondern nur Beigaben für Frauengräber geborgen wurden. Der jüngste Fund ist eine große silberne Platte mit einem Tierbildnis, der Teil einer Spange, die aus dem 3. oder 4. Jahrhundert stammt. So ist wieder ein Beweis für die engen Kulturbeziehungen zum nordgermanischen Gebiet erbracht worden, aus denen Prof. Schulz-Halle schon früher die Vermutung gezogen hat, auch die Langobarden ließen sich auf ein skandinavisches Ursprungsgebiet zurückführen.

Am Schluß der Veranstaltung gab Landesleiter Mus.-Dir. Michaelsen bekannt, daß die Arbeitsgemeinschaft von nun an den Namen Gauring Oldenburg des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte führen wird und in engster Zusammenarbeit mit der Gauarbeitsgemeinschaft der NSDAP. und den Kreisringen ihre Arbeit ausgestalten werde.

Ernennungen

Der Professor am Herderinstitut in Riga Professor Dr. Carl Engel ist zum Ordinarius für Vorgeschichte und germanische Frühgeschichte an der Universität Greifswald ernannt worden. — Professor Dr. J. Andree-Münster hat seine Tätigkeit als Dozent für Geschichte der Altsteinzeit und des Diluviums in der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Halle aufgenommen.

Bücher des Monats

Rudolf Stampfuß, Der spätfränkische Sippenfriedhof von Walsum. Quellenschriften zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte, hrsg. von Professor Dr. R. Stampfuß, Bd. 1; V, 65 S. mit 220 Abb. im Text, auf 21 Tafeln und 1 Ausschlagtafel. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1939. RM. 8,50.

Das Buch leitet eine Reihe von Quellenschriften ein, deren Hauptaufgabe darin gesehen wird, den Fundstoff zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte wissenschaftlich zu verarbeiten. Vor allem sollen die wichtigen geschlossenen Fundplätze berücksichtigt werden. Leitgedanke bleibt dabei: „Die geschichtliche Wertung unserer Bodenurkunden, hinter denen wir in erster Linie den Menschen in seinem geschichtlichen Handeln sehen."

Der hier vorgelegte, gut ausgestattete 1. Band behandelt das auf der Rheinterrasse bei Walsum aufgedeckte Gräberfeld. Über 40 Bestattungen mit zahlreichen Beigaben konnten geborgen werden und finden eine gründliche Bearbeitung und Einzelbeschreibung. Eine außerordentlich hohe Bedeutung kommt diesem Friedhof deswegen zu, weil er auf Grund von Münzfunden unzweifelhaft dem 8. Jahrhundert zuzurechnen ist. Damit wird die vielfach vertretene Anschauung widerlegt, daß Münzen- und Beigabenfunde in ostfränkischen Gräberfeldern nicht oder doch nicht wesentlich über das 7. Jahrhundert hinausreichen, vielleicht mit ein Anzeichen dafür, daß sich auch im Frankenstamm alte Vätersitte trotz der Einführung des Christentums noch lange erhalten hat.

Karl Konrad A. Ruppel, Die Hausmarke, das Symbol der germanischen Sippe. Alfred Metzner Verlag, Berlin 1939. 86 S., 36 Bildtafeln. RM. 5,50.

Der Verfasser gibt im ersten Teil einen Überblick über die Geschichte der Hausmarkenforschung. Dabei geht er besonders auf die großen Verdienste des Deutschen Karl Gustav Homeyer ein. Sodann erklärt er das Wort Symbol und legt unter Heranziehung zahlreicher Quellen den germanischen Inhalt des Begriffes Sippe fest. Weiter zeigt er, daß die Hausmarke als das Symbol der germanischen Sippenganzheit angesehen werden muß. Im zweiten Teil wird die eigentliche Geschichte der Hausmarke behandelt. Einige Beispiele aus der vorgeschichtlichen Zeit deuten den Ursprung an. Es wird darauf hingewiesen, daß das Slawentum die Hausmarke nicht kennt. Dann geht der Verfasser u. a. auf Verbreitung, Hofmarken, Zeichenführung und Anwendung der Hausmarke ein und gibt am Schluß seines Buches eine Übersicht über das neuere Schrifttum. Alle ernsten Vorgeschichtsfreunde und Volkskundler werden das Buch als eine Bereicherung des völkischen Schrifttums ansehen und mit Freuden der Fußnote S. 65 zustimmen: „Es ist üblich geworden, die Zeichen, die man nicht definieren kann, apotropäisch-zauberisch zu nennen und von Zauber zu reden, wo man nicht in der Lage ist, den geistigen Ort des Geschehens zu bestimmen. Die Verwirrung auf diesem Gebiete ist so groß, daß eine Klärung der Begriffe Zauber, Kult, Opfer usw. vordringlich ist, und zwar gerade in der Germanistik."

Amtliche Mitteilung

Der Bundesführer des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Prof. Hans Reinerth, hat ernannt:

1. zum Ehrenleiter der Gruppe Berlin, in Anerkennung seiner großen Verdienste um den Reichsbund, den alten Mitkämpfer Gustaf Kossinnas: Prof. Dr. Konrad Paape, Berlin.

2. zum Leiter der Gruppe Berlin:
Pg. Dr. Werner Hülle, Berlin.

3. zum Landesleiter in Baden:
Pg. Doz. Dr. Ph. Stemmermann, Karlsruhe.

Germanen-Erbe, Heft 1, 1939 enthält Aufnahmen von: Dr. F. Adama van Scheltema, Gauting bei München (S. 12 u. 13); Dr. Becker, Rostock (S. 1—9); Dr. W. Kropf, Berlin (S. 25); Dr. Misch Orend, Hermannstadt, Siebenbürgen (S. 18—21); K. W. Schilling, Rochlitz (S. 27).

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). DA. 5675 IV. Vj. 1938 (Pl. 1). Printed in Germany.